Lorelei.

PLAUDEREIEN

ÜBER

HOLLAND UND SEINE BEWOHNER

VON

C. A. X. G. F. SICHERER.

ZWEITER THEIL.

LEIDEN,
DRUCK UND VERLAG VON A. W. SIJTHOFF.
1870.

Lorelei.

PLAUDEREIEN

ÜBER

HOLLAND UND SEINE BEWOHNER

VON

C. A. X. G. F. SICHERER.

ZWEITER THEIL.

LEIDEN.
DRUCK UND VERLAG VON A. W. SIJTHOFF.
1870.

INHALT.

X.

VII.

Sie sind also schon zweimal in Holland gewesen, Herr Justizrath?

Schon dreimal, Herr Inspector, und zwar zweimal im Sommer und einmal im Winter, nämlich das erste Mal. Das ist aber schon viele Jahre her.

Aber im Winter?

Ja; Sie wollen sagen, wer reist auch im Winter, und im Winter nach Holland, wo die Hälfte des Landes unter Wasser steht. Sie haben Recht. Es war aber auch keine Vergnügungsreise, sondern eine Geschäftsreise. Ich war damals noch beim Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten angestellt und mit Depeschen an unsern Bevollmächtigten nach dem Haag gesandt worden. Es war mitten in dem strengen Winter des Jahres 1836. Die Reise war keineswegs angenehm, und wenn es von mir abgehangen hätte, hätte ich sie auch lieber noch ein paar Monate aufgeschoben. Aber als ich einmal da war, freute es mich doch, so wie es mich noch freut, dass ich auf diese Weise jenes merkwürdige Land auch zur Schnee- und Eiszeit zu sehen

bekommen. Denn dann bietet es eine so eigenthümliche Erscheinung dar, wie wohl kein anderes Land auf der Welt — ich meine zur Zeit des Schlittschuhlaufens — weil es wohl nirgends in der Welt eine so schöne Gelegenheit dazu giebt.

Wie so?

Indem da Jedermann eine Schleif- und Schlittschuhbahn vor dem Hause hat. Jeder Bauernhof liegt ja an einem Wassergraben, jedes Dorf entweder an einem Fluss oder an einer breiten Zucht, die Städte haben ihre Kanäle im Innern und ihre breiten Stadtgräben aussen herum, und alle diese Gewässer, weil sie grösstentheils stille stehen, gefrieren in der Regel spiegelglatt. Da wird Alles, was Füsse hat, von selbst auf's Schlittschuhlaufen hingewiesen, Jung und Alt, Gross und Klein. Von einem Thurme herab, wenn es auf allen Gräben in und aussen herum von Schlittschuhläufern wimmelt und Alles durcheinander rennt, muss dann eine Stadt wie ein aufgestörter Ameisenhaufen aussehen. —

Lassen Sie gefälligst weiter hören, Herr Justizrath.

Also vom Schlittschuhlaufen? — Sobald es dort im Lande so zu frieren anfängt, dass wir uns hinter den Ofen verkriechen würden, dann ist's dort gerade umgekehrt, dann kommt der Holländer erst recht zum Loche heraus, dann fängt's dort erst recht lebendig und lebhaft zu werden an. Kaum heisst es: „Es friert, es friert! Es hat heute Nacht gefroren!" so zuckt es wie ein electrischer Schlag durch's ganze Land, wenigstens durch's ganze junge Holland. Dann ist — um da, bei der Jugend, anzufangen — das erste, was ein hollän-

discher Bube thut, dass er hinaufspringt auf die Bühne, und seine *schaatsen*, d. h. seine Schlittschuhe, die, mit Unschlitt eingeschmiert, am Hahnenbalken ihren Sommerschlaf gehalten haben, beim Kopf packt, herunterholt, reinigt und untersucht, ob etwas daran schadhaft geworden, ob *neus-* und *hakzeelen*, d. h. Vorder- und Hinterleder, noch stark genug sind und gehörig festsitzen, und ob die Eisen noch scharf genug sind; „denn", sagt er, „das Eis ist gewiss so glatt wie ein Spiegel", wenn's auch so rauh ist, wie ein Reibeisen. Sind sie seiner Meinung nach zu *bot*, zu stumpf, indem die scharfen Ränder der *schinkel*, d. h. der Schienen, abgeschliffen und rund geworden sind — die mit Hohlkehlen, wie bei uns, die sogenannten englischen, sieht man in Holland nur selten — dann bringt er sie zum Schlittschuhschleifer und zwar zum besten, zu dem, der in dieser Kunst das meiste Renommée hat. Denn er hat ein paar ächte Linschootsche oder Bergambachtsche, d. h. dem klassischen Boden der Schlittschuhfabrication entstammte, die er nicht von einem *knoeier* oder Pfuscher verhunzen lassen will. Uebrigens ist er Vornehmens, sich dieses Jahr auch ein paar friesische, vom friesischen Model, zu kaufen, weil er mit seinen Kameraden schon mehrere grosse Ausflüge verabredet hat. Denn auf den friesischen kann man zwar nur *binnenbeens*, wie man es nennt, und also nicht so schön laufen, wie auf den holländischen, auch keine Kunststücke machen, denn sie sind nur zum Gradausfahren bestimmt; sie gehen aber um so schneller.

Wie sehen die denn aus?

So ziemlich wie die holländischen, nur sind die

Schienen niedriger und etwas länger. Dagegen zum *buitenbeens* of *buitenover* Laufen sind die holländischen und unter diesen zumal die genannten Linschootschen ohne Widerrede bei weitem die geeignetsten. Ich habe in Leiden Einen gesehen, ein kleines, untersetztes, säbelbeiniges, aber, wie es schien, sehr *gespiertes*, ich will sagen, muskelfestes Kerlchen, der zeichnete mit seinen Schlittschuhen das ganze ABC auf's Eis, und konnte so schnell rückwärts laufen, als ein mittelmässiger Läufer vorwärts, und *fleuren* — dass er die ganze Breite der Bahn dazu brauchte.

Was ist das — flören?

Das ist *beentjeover rijden.* Aber nun wissen Sie noch nichts.

O, was unsere Buben „kreuzeln" nennen, wenn sie das rechte Bein über das linke oder das linke über das rechte setzen.

Etwas der Art, ja; nur mit dem Unterschied, dass die dabei nicht vorwärts kommen und immer im Ring herum fahren, während jene *fleurder* mit jedem Fusse, wenn sie einmal recht im Gange sind, einen zehn bis zwölf Schuh langen Schritt oder vielmehr Strich machen und dabei die schönste Schlangenlinie beschreiben. Ihr Körper, bald auf dem rechten, bald auf dem linken Fusse schwebend, bildet bald rechts bald links mit der Eisfläche einen Winkel von kaum 45 Graden. So schwanken sie, zugleich ziemlich rückwärts hangend, herüber und hinüber, herüber und hinüber, die Bahn entlang und doch wie im Flug, und dem Anscheine nach, ohne sich im Geringsten anzustrengen, stets mit gestreckten Beinen, auch wohl die Arme über einander

geschlagen. Wer vorüber hangt und krumme Kniee macht, der lernt es nie. Aber auch ohne dies lernen es nur wenige. *Het is een slag*, sagen die Holländer, d. h. eine Gewandtheit oder Fertigkeit, die man einem andern nicht absehen kann, die man auf einmal gleichsam erhaschen muss. Hat man's aber einmal los, dann soll's ein Leichtes sein. Ich habe aber die Kunst nie ertappen können, obgleich ich schon am ersten Tage ein *fleurder* gescholten worden bin.

Wie? Können Sie auch Schlittschuhlaufen, Herr Justizrath? Ich habe Sie doch nie auf unserem Feuersee gesehen.

Ja, *dat dank je* — das danke Ihnen der Kukuk! Das will ich Ihnen gerne glauben. Aber das könnten Sie sich doch auch leicht selbst an der Nase abklavieren, guter Herr Kameralverwalter, dass ich jetzt nicht mehr auf's Eis gehe.

Wie so?

Ach, schwatzen Sie doch kein so thörichtes Zeug! — Aber vor zwanzig Jahren noch, da war ich noch ein Matador. Da hätten Sie mich sehen sollen, da hätten Sie ein Punkt daran saugen können, wie die Holländer sagen.

Was? Wie? Woran? Was ist das?

Ja, an mir!

Ein Punkt?

Ja, da hätten Sie an mir sich ein Muster nehmen können.

Aber, wie sagten Sie? Ein Punkt?

Ach, das ist so eine holländische Redensart.

Aber eine sonderbare, das muss ich sagen. Was sagen Sie dazu, Herr Inspector?

Ja, ich möchte — die Wahrheit zu sagen —

Nun, sonderbar hin, sonderbar her — ich versichere Sie, ich war ein tüchtiger Schlittschuhläufer. Ich habe ja aber auch meine Studien von Anfang an auf der Hochschule des Schlittschuhlaufens, in Holland, gemacht, nämlich eben zur Zeit, als ich, wie gesagt, zum ersten Male dort war. Zuvor hatte ich nie auf Schlittschuhen gestanden, denn da, wo ich her bin, nimmt sich das Wasser die Zeit nicht zu gefrieren. In Holland aber, wo alles Wasser zu Eis wird, und die ganze Welt sich auf Schlittschuhen bewegt, da muss man es wohl lernen. Wer wollte da dahinter bleiben? So ging es auch mir; ich wollte es auch einmal probiren. Also kaufte ich mir eines Samstag Morgens ein paar schöne Schlittschuhe, prima Qualität — sie kosteten mich mit Ab- und Dependenzen circa sechs Gulden — und ging damit vor's Thor, und zwar auf einen abgelegenen, von der frequentesten Hauptbahn ziemlich weit entfernten Graben, um mich nicht dem allgemeinen Gelächter auszusetzen. Denn weil man in Holland das Schlittschuhlaufen schon in früher Jugend lernt, so macht ein erwachsener Anfänger dort immer eine höchst lächerliche Figur. Da band ich meine Schlittschuhe unter und fing nun *in mijn eentje*, in meiner Einsamkeit, an *heen en weer te scharrelen*, d. h. herumzukratteln, nicht selten auf Händen und Füssen. Nach einer halben Stunde konnte ich aber doch schon etwas drauf stehen, ja auch schon mit einem Beine etwas vorwärts kommen, und ehe noch die Stunde herumwar, wagte ich es auch auf dem rechten Beine zu stehen, das ich bisher nur so hintendrein geschleift

hatte, und bald konnte ich sogar auch einen Schritt rechts und einen dito links machen, muss aber, weil meiner Beine noch nicht mächtig und jeden Augenblick dem Falle nahe und mit beiden Armen balancirend, doch immer eine sehr lächerliche Erscheinung gewesen sein. Denn als einmal ein Haufen Bauern und Bäuerinnen hinter mir hergeschossen kam, denen ich nur mit Anstrengung aller meiner Kräfte noch aus dem Wege kommen konnte, da hörte ich, wie der Zugführer den anderen zurief: *kijk! daar hebje een fleurder!*" — das war ich — worauf sich ein schallendes Gelächter erhob. Bald darauf schnurrten auch einige Buben an mir vorbei, und einer rief lachend: „*nou, van wegens!*" und der ganze Rudel lachte ebenfalls laut auf.

Was sollte das heissen?

Ich weiss selbst nicht. *Nou, van wegens* — ohne Zweifel hiess es so viel als, nun von wegen des Schlittschuhlaufens oder was das Schlittschuhlaufen betrifft, der ist auch kein Hexenmeister. Wie würden die aber erst gelacht haben, wenn sie einige Augenblicke später gekommen wären und mich meine schöne Tombade hätten machen sehen. Ich weiss nämlich nicht mehr, war es das bäurische Hohngelächter, das mich zu grösserer Kühnheit aufstachelte, oder wollte ich nicht länger hinter diesen Affen zurückbleiben, kurzum, ich wollte eben ein kühnes Manoeuvre, eine Pirouette oder so etwas — da schossen mir auf einmal die Beine unter dem Leibe weg, und, wie vom Blitz getroffen, lag ich die Länge lang auf dem Rücken.

Haben Sie sich nicht beschädigt?

Nein, glücklicherweise nicht. Das hatte ich meinem Mantel mit vier Krägen, wie man sie damals trug, zu danken. Ich fiel mit dem Hinterkopf wie auf ein Kissen, fühlte aber doch noch immer deutlich genug, dass die Matratze nicht von Rosshaar war. Mein Hut, der indessen mit Hülfe des Windes auf der glatten Bahn das Weite gesucht hatte, wurde mir von einem jungen Pärchen, das desselben Weges kam und den Ausreisser handfest machte, wieder zugestellt.

Die werden wohl auch gelacht haben.

Leicht möglich, in der Ferne; aber nicht in meiner Gegenwart. Die hatten schon mehr *mores* gelernt. Im Gegentheil fragte mich die rothwangige Schöne sehr theilnehmend, *of Mijnheer zich geen zeer gedaan had,* ob ich mir nicht wehe gethan habe. Ihrer Haube nach war es ein Dienstmädchen aus der Stadt, und ihr Begleiter, wahrscheinlich zugleich ihr Liebhaber, war ohne Zweifel ein Bedienter seines Zeichens, was er mir dadurch zu beweisen schien, dass er mir, eingedenk dessen, was seines Amtes sei, sogleich mit grösster Behendigkeit den Schnee vom Rücken klopfte, mit seinem Aermel die widerspenstigen Haare meines Hutes zurechtlegte und was dergleichen Herrendienste mehr sind.

Aber das Mädchen? — Ihrer Haube nach, sagten Sie?

Ja, Sie wollen sagen, ob man's dort den Leuten an der Haube ansehe, was sie sind? Allerdings, wenigstens welchem Stande sie angehören, und zwar sehr deutlich. Eine Fabrikarbeiterin, Besenbinderin und andere ihresgleichen erkennt man sogleich *aan de losse muts*, ein Dienstmädchen auf dem Lande und ein Bauern-

mädchen an der ***trekmuts***, ein Dienstmädchen aus der Stadt und eine Frau des geringeren Bürgerstandes an der ***neepjesmuts***, auch ***kapje*** und ***kornetje*** genannt, eine Frau des geringsten Bürgerstandes an der ***floddermuts***, eine bejahrte Frau von Stande ***aan de gekleede muts*** u. s. w. — Aber um wieder auf's Eis zu kommen —

Nun, nach solch einem Unfall werden Sie doch wohl genug gehabt haben?

Vom Fallen ja, aber nicht vom Laufen, oder, wie man bei uns sagt, vom Fahren. Das Alles konnte mich durchaus nicht abschrecken. Aller Anfang ist schwer, dachte ich. Ich setzte meine Uebungen dessenungeachtet fort, und machte noch am nämlichen Tage die angenehme Erfahrung, dass das holländische Sprichwort: „***de aanhouder wint***." Ausdauer gewinnt, Wahrheit ***behelst***, ich will sagen — enthält. Denn ich brachte es noch vor Abend so weit in der Kunst, dass ich es schon den folgenden Tag wagen durfte, mich auf der grossen Bahn sehen zu lassen, zwar noch lange nicht als ***fleurder***, aber doch auch nicht mehr als der Ritter von der lächerlichen Gestalt vom vorigen Tage, und nach ungefähr acht Tagen machte ich sogar schon mit ein paar Holländern einen Ausflug vom Haag nach Leiden, und legte den Weg von drei Stunden in einer kleinen Stunde zurück, und ohne unterwegs irgendwo einzukehren.

Geht das so schnell?

Ja. Das will ich Ihnen nachher beschreiben. Jetzt müssen wir wieder zu unserem jungen Holländer zurückkehren und ferner sehen, wie er sich auf's ***ijsvermaak***, d. h. auf die Eisfreude, auf's Schlittschuhlaufen

vorbereitet. Sind seine Schlittschuhe geschliffen, dann kauft er das eigens dazu gewobene ***schaatsenband***, womit man sie anbindet. Schlittschuhe mit Riemen, wie bei uns, sieht man dort selten, und wenn einer gar lakirtes Leder hat, dann kann man darauf rechnen, dass der ***een kruk op schaatsen*** ist, wie die Holländer sagen, d. h. ***een breekebeen***, ich will sagen — ein Stümper im Fache. Die schlechtesten Läufer haben in der Regel die schönsten Schlittschuhe, gerade wie die ärgsten Kleckser die kostbarste Farbenschachtel haben. Da, wo mehrere schlittschuhfähige Kinder im Hause sind, hört um diese Zeit das Geklapper den ganzen Tag nicht auf. Kaum sind sie aus der Schule gekommen, so nehmen sie die Schlittschuhe zur Hand, und probiren sie im Hof oder sonstwo, wo sie eine Handbreit Eis auftreiben können. Mit dem Lernen der Lectionen und sonstiger häuslicher Schularbeit darf es dann kein vernünftiger Lehrer genau nehmen. „***Het is de tijd van schaatsenrijden***", sagt er bei sich selbst, etwa wie wir sagen: „Es geht in den Herbst", und drückt ein, auch wohl beide Augen zu. Auch auf der Schule dreht sich jetzt alles Plaudern um die Schlittschuhe und das Eis. „Heute Nacht hat es tüchtig gefroren", heisst's dann jeden Morgen, „gewiss einen ***turf*** dick," d. h. eine Hand hoch, wenn's auch nur die Dicke einer Eierschale gewesen; denn so hätten sie es so gerne. Zuerst geht's dann auf das Feldeis hinaus, auf die unter Wasser stehenden Wiesen, wo das Eis am ehesten trägt, und, wenn's auch einmal einbricht, doch keine Gefahr vorhanden ist, es sei denn, dass man auf einen breiten Graben gerathen. Da kann's auch bei sonst starkem

Eise gefährlich sein. Wenn nämlich *gespuid* wird, d. h. wenn bei sogenanntem hohem Winde, beim Nord- oder Ostwinde, die Seeschleusen geöffnet werden, um das überflüssige Wasser abzuführen, so entsteht in den Zuchten und Kanälen ein starker Zug, ich will sagen, eine starke Strömung, die das Eis von unten abschleift und stündlich dünner macht.

Wie aber weiss man das?

Das sieht man unter andern an den Wassermühlen, wenn sie gehen; auch werden wohl von Obrigkeitswegen öffentliche Warnungen erlassen, theils in den Zeitungen, theils durch Anschläge an den gefährlichen Stellen. Hält der Frost gehörig an, dann frieren bald auch die Kanäle innerhalb und ausserhalb der Städte und zuletzt auch die Flüsse zu, und alle Schiffahrt nimmt ein Ende. Anfangs, so lange das Eis noch etwa fingerdick ist, trachten die Ziehboote und Marktschiffe — aber zum grossen allgemeinen Aergerniss — noch hindurchzubrechen, um ihrem Erwerbe noch länger nachzugehen.

Aber zum allgemeinen Aergerniss?

Ja, der Schlittschuhläufer nämlich. Denn auf diese Art wird gerade der schönste Theil, die Mitte der Bahn, zerstört. Die schwimmenden und zumal die über einander geschobenen Eisschollen machen, auch wenn Alles wieder zufriert, die Bahn doch für immer holperig, oft ganz unbrauchbar. Zuletzt müssen aber auch diese Schiffe liegen bleiben, und dann ist hinfort aller Verkehr zu Wasser aufgehoben, aber nur, um einem desto lebhafteren auf dem Eise Platz zu machen. Denn dann geht das lustige Leben erst recht an. Ein altes

holländisches Sprichwort lautet: *Op het ijs kent men 's lands wijs*, auf dem Eise zeigt sich der Charakter des Volkes und seine eingeborne Art. Und das muss wahr sein, denn dann herrscht dort überall ein völlig republikanisches Treiben. Auf dem Eise hören alle individuellen Unterschiede auf, sind alle socialen Kasten aufgehoben. Da sieht die Magd von der Höhe ihrer Schlittschuhe und an der Hand ihres Auserwählten auf die vornehmste Herrschaft, die zu Fuss geht, herab, als sässe sie jetzt in der Kutsche; die Nähterin, von ihrem „Gegenstande" geschoben, streift rücksichtslos am bauschigen Prachtkleide derselben Allergnädigsten vorbei, zu deren Füssen sie heute morgen noch gelegen, um ihr das neue Unterkleid zurechtzuzupfen. Der *klerk*, ich will sagen — der Comptoirbediente oder Buchhalter, sonst vor seinem Principal, dem Gross-Industrieller, den Hut schon auf zehn Schritte vom Kopfe reissend, hat jetzt auf seinem Eis-Kothurn, in dieser Arena des Wetteifers, an ganz andere Dinge als Hutabziehen zu denken, und der galanteste, dienstbeflissenste Anfänger im Ellenwaarengeschäfte, der sonst vor seinen Damen hundertmal auf seiner Leiter auf- und abspringt, hundert Schachteln umwühlt, hundert Roben aufwickelt und über seine Schulter drapirt, und, nichts verkaufend, dennoch mit bittersüssem Lächeln sich fernerer Gunst und Gewogenheit empfiehlt, giebt jetzt um all das *kieskeurige*, wählerische Weibervolk und um die ganze *klanditie*, ich will sagen — Kundschaft, den Teufel, und schnurrt die Bahn entlang. Was Rücksichten! Was Entschuldigungen! Er ist die ganze Woche *aan de toonbank*, ich will sagen am — Ladentisch

hin- und hergesprungen, wie die Amsel in ihrem Käfig, jetzt will er an dem schönen Sonntage sich auch einmal auslaufen und „in vollen Zügen trinken die süsse, balsamische Luft."

Bravo!

„*Op het ijs is alles gemeen; die geen meid heeft, zoekt er een*," so sagte der Husar, der vor ein paar Tagen in die neue Garnison eingerückt ist, und bereits hat er sie *aan het touwtje*, hat er sich eine angeschnallt, denn er hat ihr beim Anschnallen oder Anbinden der Schlittschuhe seine Dienste angeboten, sie hat sich's gefallen lassen, und indem ihr Fuss auf seinem Knie ruhte, hat ein Wort das andere gegeben. Jetzt *zwiert*, ich will sagen — schweift er schon mit ihr siegreich und die Danewirko im Munde auf der Bahn herum, an General und Korporal vorbei. Was Vorgesetzte! Was Dienst! Was Honneurs! Nur seinem Mädchen macht er die Honneurs, seinen Kameraden aber *geeft hij een knipoogje*, winkt er mit den Augen, als wollte er sagen: „Ein anderes Städtchen, ein anderes Mädchen. Da hab' ich schon wieder eine neue aufgegabelt." Mit einem Worte: Alles, was Beine hat, ist jetzt auf dem Eise, Jung und Alt, Vornehm und Gering, Schlittschuhläufer und Nicht-Schlittschuhläufer, jene, um zu laufen, diese, um spazierengehend den Läufern zuzusehen, wieder andere, um sich von Schlittschuhläufern im Handschlitten fahren zu lassen. Diese Schlitten haben die Gestalt eines auf Schienen ruhenden Kutschbocks oder Schaukelstuhls und werden von hinten geschoben. Ein flotter „Besen" im Schlitten und ein flotter Bursch dahinterher — das nimmt sich gar nicht übel aus.

Und gilt da auch das Schlittenrecht, wie bei uns?

Das weiss ich nicht. Ich bin wenigstens nie Zeuge davon gewesen. Ich will es aber hoffen, denn ohne solch ein Perspectiv wäre es wahrlich ein frostiger Spass, so auf dem Eis herumzurutschen.

Man läuft wohl meistens innerhalb der Städte, auf den Kanälen?

Nicht doch, im Gegentheil. Innerhalb der Städte ist das Eis der Schiffe wegen, wie ich Ihnen soeben gesagt, in der Regel schlecht. Man sieht da meist nur die Schuljugend in ihren Zwischenstunden, wo sie keine Zeit haben, sich weiter wegzubegeben, und des Abends.

Des Abends? In der Dunkelheit?

Ja, aber im Mondschein oder beim Lichte der Laternen oder der Läden.

Der Läden? Wie das?

Ja, der Kaufläden. Das habe ich z. B. in Leiden gesehen. Da läuft ein schöner, breiter Kanal mitten durch die Stadt, und zu beiden Seiten desselben zieht sich eine breite Strasse hin mit einer Reihe schmucker Häuser, welche, im Mittelpunkte der Stadt, meist aus schönen Läden bestehen, die des Abends reich und überreich mit Gas erleuchtet sind. Da nun in Holland die Läden nicht vor Zehn, halb Elf geschlossen werden, so beleuchten ihre zahlreichen Gaskronen, aus den grossen Spiegelscheiben heraus auch noch die Strasse und den Kanal. Nun stellen Sie sich das eigene Schauspiel vor, ein Schauspiel des Pinsels eines Schendels würdig: zu beiden Seiten des breiten Kanals die brennende Fensterreihe, die Strassen entlang Schaaren von Spaziergängern und in der Mitte auf dem im silbernen

Mondlicht blinkenden Spiegel den wuselnden Haufen jubelnder Schlittschuhläufer, die unermüdet auf- und niederjagen, halb vom Mondlicht und halb vom Kerzenlicht beschienen.

Das muss ja ganz zauberhaft aussehen.

Erwachsene aber suchen das bessere Eis ausserhalb der Stadt, auf den Stadtgräben oder auf den Flüssen und Seen auf. Auf den frequentesten Bahnen, wo es dann in den Nachmittagstunden ordentlich von Menschen wimmelt, sind von Station zu Station, etwa von Viertelstunde zu Viertelstunde Schenken errichtet, d. h. ein Tisch mit ein paar Stühlen, einem Fässchen Branntwein, und auf einem Kohlenfeuer ein Topf mit Milch, und, um der Wirthschaft auch die Gestalt eines Gastzimmers zu geben, oder vielmehr, um zum Schutze gegen den Wind zu dienen, eine der Windseite zugekehrte Species von ***kamerschut***, ich will sagen — spanischer Wand, nämlich eine von Stroh geflochtene Hürde, sonst aber von allen Seiten offen. Da aber, wo die Wirthschaft auf eine solidere Art erbaut ist, z. B. in der Nähe eines Ortes, weht auch wohl die Nationalflagge darauf. „*Leg er es aan, vrinden! Leg er es aan!*" d. h. kehrt einmal ein! so ruft der Wirth unaufhörlich jedem Herannahenden zu, sich die Hände reibend oder über die Schultern schlagend. Denn bei strenger Kälte so da draussen zu stehen, auf offenem Felde, auf einem Fleck, ist auch ein saurer Verdienst. — Ein anderer Industriezweig dieser Tage, im Umkreise der Städte, ist der der Bahnfeger, die sich auch in gewissen Zwischenräumen aufstellen, um den Schnee, das abgeschürfte Eis oder den etwa von der Strasse her-

eingewehten Sand von der Bahn zu fegen, wofür sie von jedem, der die Bahn benützt, einen Cent, d. h. einen halben Kreuzer Bahngeld erheben. Wieder andere haben unter den Brücken, wo das Eis selten stark genug ist, einen Steg von Brettern gebaut, der mit Stroh gedeckt und mit einer Lehne versehen ist, damit die Schlittschuhläufer nicht nöthig haben, an's Ufer zu steigen und die Brücke zu umgehen. Auch diesen hat man natürlich für ihre menschenfreundliche Fürsorge ein Trinkgeld zu entrichten. Oft soll diese Fürsorge aber auch ganz unnöthig und nur aufgedrungen sein, indem diese Industrieritter ihre Brücken auch dann erbauen, wenn das Eis so stark ist, dass es einen Elephanten tragen könnte. Aber — wer wollte es ihnen wehren? Es sind meist arme Teufel.

Dann ist die Brücke auch zugleich für sie eine Nothbrücke, um über den Winter hinüberzukommen.

Ja; und was machen einem ein paar Heller, die man in der Freude bezahlt. Ihnen aber trägt es, zumal an den Sonntagen schon eine artige Summe ein. Ich habe mir von einer Brücke sagen lassen, natürlich auf einer der besuchtesten Bahnen, dass man da an einem Tage circa zwanzig Gulden eingenommen habe. Wie viel Leute müssen da passirt sein! — Ist das Eis so stark geworden, dass es Wagen und Pferde tragen kann, dann erscheinen auch Schlitten darauf, und in Rotterdam, wenn die Maas zugefroren ist und das Eis die gehörige Stärke erreicht hat, was die Obrigkeit öffentlich bekannt machen lässt, wird eine förmliche Kirmes oder Kermis, wie man's in Holland nennt, auf dem Eise gehalten. Mitten auf dem Strome werden Buden aller Art, Kaffeehäuser mit

Billards und Schenken jedes Calibers und Ranges aufgeschlagen; auch die bei einer holländischen Kirmes unentbehrlichen buntbemalten *broedertjes-* oder *poffertjeskramen* fehlen nicht.

Was sind das?

Das sind Buden, worin eine Art Schmalzküchlein verkauft werden, aber nicht bloss verkauft, sondern, was sich des Nachts so eigen ausnimmt, auf offener Strasse auch gebacken werden. Solch eine Bude besteht aus einem zum Entrée- oder Empfangzimmer dienenden, an der Vorderseite ganz offenen und mit Gold, Kupfer, Glas, Porzellan, kurzum mit allem, was blinkt und glänzt, ausstaffirten und mit Lampen und Gaslüstern erleuchteten Zimmer, das zu beiden Seiten ein paar Gastzimmerchen, nämlich drei Schritt lange und einen Schritt breite Verschläge hat, in denen an einem schmalen Tische zwei Reihen Gäste, je zu sechs bis acht Personen, Platz haben. Vor der Bude, zur Seite des offenen Salons, sitzt auf einem Trippel, wie auf einem Throne, die Bäckerin, der Strasse zugekehrt, zur Rechten den Topf mit dünnem Butterteig, vor sich den kupfernen Herd mit einem lustig flammenden Feuer und darauf die breite viereckige Kupferplatte, und in der Hand den Kochlöffel, mit welchem sie mit bewundernswürdiger Behendigkeit den Teig in die Vertiefungen der Platte zu giessen versteht; siebzig, achtzig Küchlein in der Minute zu giessen, ist ihr ein Spass. Zwei Gehülfinnen unterhalten das Feuer, wenden die Brüderchen in der Pfanne um, legen sie, wenn sie auf beiden Seiten gebacken sind, auf die Teller und tragen sie, mit Butter und Zucker versehen, den drinnen ihrer harrenden

Gästen zu, denen inzwischen eine Harfnerin im Vorsaal mit Gesang und Saitenspiel die Zeit vertrieben, während die dritte Magd, die sogenannte *lokster*, d. h. die Lockerin, der Lockvogel, mit zuthulicher, auch wohl ziemlich zudringlicher Freundlichkeit die vorübergehenden Spaziergänger zum Besuche ihres Salons einladet, indem sie sich mit ausgebreiteten Armen in die Mitte der Gasse stellt, als wollte sie die Herankommenden in ihre Bude hineinscheuchen, wie man die Hühner in den Hühnerstall jagt. Zugleich verspricht sie eine reinliche und, wenn Standespersonen herannahen, auch noch eine silberne Bedienung. „*Heeren en dames*", so lautet die Einladung, „*gaat binnen, daar is een kamertje leeg*, ledig; *je wordt met zilver bedient*, d. h. Sie bekommen silberne Gabeln zum Essen."

Da wird wohl auch etwas von St. Christophe mitunterlaufen?

Natürlich, oder von Berliner Silber. — Dann kommen die Waffelbuden. Die sind nicht so herausgeputzt, wie die soeben genannten *broedertjeskramen.* Die Inhaberinnen denken wohl, gute Waare hat keiner Empfehlung nöthig.

Guter Wein bedarf des Kranzes nicht.

Aber sie versäumen darum doch nicht, ihre beste Waare zur Schau zu stellen. Da sind die in die malerische friesische Tracht gekleideten Waffelmädchen mit dem sonderbaren Kopfschmuck, den silbernen oder goldenen Ohreisen.

Ohrringen, meinen Sie.

Nein, Ohreisen. Es sind keine Ohrgehänge, sondern Goldbleche, die reifförmig den Hinterkopf umspannen und bis vorn an die Schläfe reichen, wo sie die Gestalt

eines Rasirbeckens, oder besser, eines Scheuleders annehmen. Sie dienen aber bloss zum Schmuck, denn *schichtig* oder scheu sollen diese Dirnen nicht sein, *alles behalve*, ich will sagen — nichts weniger als dies. Darum liegen diese Scheuleder auch ganz platt am Kopfe, und gestatten den Trägerinnen, wenn sie am Eingange ihrer Buden stehen, um entweder einem Kunden einen freundlichen Blick zuzuwerfen oder neue Bekanntschaften zu machen, die freieste Umschau. Dieser Kopfschmuck nimmt sich übrigens gar nicht übel aus, ist jedoch nur noch in den untern Volksklassen und im Bauernstande zu Hause. In den höheren Ständen erscheint er nur dann, wenn bei festlichen Gelegenheiten die friesische Nationalität zur Schau getragen werden soll, dann aber auch in aller Pracht, mit Edelsteinen besetzt und mit der in reichen Falten über die Schulter hangenden Falbel von echtem *kant*, ich will sagen — von ächten Brüsseler Spitzen. In solch einer „Kappe" trägt eine friesländische Dame oft einen Werth von sechs- bis achttausend Gulden auf dem Kopfe. Man meint einen Kreis von bediademten Fürstinnen vor sich zu sehen, wenn man in eine Gesellschaft solcher in das nationale Galacostüm gekleideter Damen tritt. Auch in der Provinz Nordholland, dem alten Westfriesland, findet sich diese Tracht, aber dort bei den Bäuerinnen oft mit theils abgeschmackten, theils lebensgefährlichen Abweichungen.

Wie so?

Da giebt's Ohreisen, die wirklich einem Scheuleder ähnlich sind, aber einem Scheuleder im umgekehrten Sinne, zum Scheumachen geeignet, indem sie bald einer

Reverbère, bald einem *spion*, ich will sagen — einem Fensterspiegel, bald einem Pfropfenzieher oder einer Schlange gleichen, woran man sich bei einer feurigen Umarmung gar leicht ein Auge ausstechen kann.

Also eine Species von „Vatermördern?" Nun, bis jetzt sind Sie doch immer gut davongekommen.

Allerdings, ungeachtet für mich gewiss weit mehr Gefahr vorhanden war, als das bei Leuten Ihres Calibers der Fall sein würde, die *met de konijnen door de tralies eten kunnen*, wie die Holländer sagen. Verstanden?

Ich glaube, so ziemlich.

Tralies sind ein Gitterwerk, wie man sie z. B. an den Fresströgen der Kaninchen und *marmotten*, ich will sagen — Murmelthiere, findet.

Auch gut. Danke der Nachricht.

Auch unter den Bäuerinnen giebt es, die Kappen tragen im Werth von tausend bis zweitausend Gulden, wenn nämlich das Stirnband ebenfalls mit Juwelen besetzt ist.

Aber — wenn ich so frei sein dürfte, Herr Justizrath, so möchte ich Sie bitten, uns wieder auf's Eis zurückzuführen.

Recht gerne, Herr Inspector.

Das ist ja ein ganz eigenes Leben.

Allerdings. Dann darf ich aber auch die Marktschreier mit den Glücksrädern und Würfeln und die Lotteriebuden, deren Preise in Pfefferkuchen bestehen, nicht vergessen. Auch diese hatten sich zahlreich auf dem Eise eingefunden, ja sogar ein *kiezentrekker*, d. h. ein Zahnausreisser, dessen Salon einfach aus einem Chaischen bestand. Das war aber ein Marktschreier und Charlatan *in folio*. Wie der seine Kunst mit einem Pathos und mit einem

Feuer des Mienen- und Gebärdenspiels rühmte! — ein französischer Schauspieler in der Tragödie hätte sich ein Muster daran nehmen können. Dabei hielt er von Zeit zu Zeit die sprechenden Beweise seiner Kunst, eine ellenlange Perlenschnur von Zähnen der monstrosesten Form, in die Höhe. Die Folge davon war denn auch, dass wirklich ein armer Teufel von einem Bauern, auf den er es bei seiner Declamation von Anfang an abgesehen haben mochte, sich verleiten liess, zu ihm auf die Chaise zu steigen und auf dem Sitze, der zugleich zum Operationsstuhl diente, Platz zu nehmen. „Ich habe es Euch sogleich schon in der Ferne angesehen, guter Freund, dass Ihr Zahnweh habt," sagte er; „das kann ich einem sogleich ansehen — N. B. der Bauer hatte einen geschwollenen Backen, handhoch, dass er beinahe nicht aus dem rechten Auge sehen konnte, und einen dicken Maulkorb um — „aber ich werde Euch in einem Augenblicke von aller Pein erlösen. Setzt Euch nur hieher. ***Maar te voren zullen we nog een deuntje spelen***, zuvor wollen wir noch ein Stückchen aufspielen", fuhr er fort, ergriff seine Trompete und blies aus Leibeskräften Signale rechts und Signale links, um alle Welt herbeizuziehen und zu Zeugen seiner Geschicklichkeit zu machen, indess der Bauer auf der Chaise ein Gegenstand allgemeinen Gelächters war, wohl aber auch von manchem bemitleidet wurde; denn er sass da, wörtlich, wie man in Holland von einem sagt, der ein verdriessliches Gesicht schneidet, wie ein *boer die kiespijn heeft.* Nachdem sich nun eine beträchtliche Zuschauerschaar versammelt hatte, begann unser Schlaukopf nochmals ein Langes und

Breites über das Zahnweh und besonders über die Folgen versäumten Ausziehens schadhafter Zähne zu declamiren, und zwar fortwährend auf den neben ihm sitzenden Patienten hinweisend, an welchem man sich ein Exempel nehmen könne; schilderte aber auch wieder mit den grellsten Farben die grausamen Martern, welche unwissende und ungeschickte Zahnärzte — und dabei hatte er die Unverschämtheit einige der geachtetsten Männer in diesem Fache mit Namen zu nennen — ihren armen Patienten anzuthun pflegten, wesshalb es denn freilich nicht zu verwundern sei, dass man sich zweimal bedenke, ehe man sich einen Zahn ausziehen lasse. „Aber für einen, der sein Fach gründlich studirt hat, ist es nur ein Spass, und darum" — zu dem Patienten gewendet — „wünsche ich Euch Glück, guter Freund, dass Ihr in meine Hände gefallen seid. *En nu, burgers en buitelui*, gebt Acht! *Nu begint de grap*, jetzt geht der Spass an." Nun musste der Bauer den Mund aufsperren, so weit sein geschwollenes Gesicht es gestattete, und der Doctor schaut hinein, fährt aber augenblicklich mit allen Symptomen des Entsetzens zurück. „*Wat een tand!* Was für ein Zahn! Hab' ich je in meinem Leben solch einen Zahn gesehen! *Jongens, jongens*! An dieser ganzen Kette da ist kein so abscheulicher, wie der, u. s. w. u. s. w. Und diese Scene wiederholte sich zu dreien Malen, und endigte zuletzt gar mit einem tüchtigen Verweis an den Patienten, dass er sich unterstehe, solche Zähne im Munde zu führen, wie sie kein anderer Mensch besitze. Endlich ging's an's Ausziehen oder vielmehr an's Ausreissen in des Wortes schrecklichster Bedeutung. Der Doctor setzt nämlich

den Schlüssel, ich will sagen — den Pelikan an, und fängt an zu ziehen, aber da gleitet ihm das Instrument aus. Man denke sich den Schmerz des armen Bauern. „*Zoo doet Wallach!*" ruft der Doctor den Zuschauern zu und packt den Zahn zum zweitenmal. Aber wieder ohne Erfolg, trotz alles Zerrens und Rüttelns, und abermals gleitet der Pelikan ab. „Und so macht's Pinkhoff!" Aber jetzt dachte ich, dass beide, Patient und Operateur, von der Chaise flögen; denn der Bauer fuhr jetzt rasend vom Sitz auf und es fehlte wenig, so wären Beide im Ringen Arm in Arm vom Wagen herabgestürzt. Jedoch blieb der Doctor Meister über seinen, wahrscheinlich vom Schmerz gebrochenen Patienten, und brachte ihn sogar mit guten Worten und heiligen Versprechungen wieder zum Sitzen, und setzt zu guter Letzt das Marterwerkzeug noch einmal an. Nun aber hört man's krach! der Zahn war heraus. „Und so mach' ich's!" ruft jetzt der Doctor triumphirend aus.

Aber wie? — Setzte er denn absichtlich dreimal an?

Behüte! Natürlich nicht.

O, er wollte hinter dem „So macht's der" und „So macht's jener" bloss seine eigene Ungeschicklichkeit verbergen.

Natürlich. Darum nahm er den Schein an, als mache er es absichtlich so, um das Verfahren anderer Zahnärzte zu zeigen, vor welchen er die Leute gewarnt haben wolle.

Ein durchtriebener Schalk!

Und Schindersknecht zugleich.

Ja, eine schauderhafte Scene, möchte ich sagen.

Sie haben Recht, Herr Inspector. Ich begreife auch

noch nicht, wie ich es habe mit ansehen können, denn ich bin sonst zu allem eher geboren, als zum Chirurgen, habe mich aber auch sogleich darauf in eine Restauration begeben, um eine kleine Herzens- oder vielmehr Magen-Stärkung einzunehmen. Zuvor aber sah ich doch noch, wie der Quacksalber dem erstaunten Publicum das Ungeheuer des Zahnes zeigte, aber eines Zahnes, der nimmermehr in einem menschlichen Munde, sondern nur im Rachen eines Rhinoceros gewachsen sein konnte. „*Zie daar, burgers en buitenlui*", perorirte er, ist's jetzt noch zu verwundern, dass der Mann ganz entsetzlich Zahnweh gehabt hat? *Kijkt dien tand eens aan. Men zou haast vragen, hoe komt zulk een vervaarlijk gedrocht,* solch ein Ungethüm, *in eens menschen mond; en een boer is toch ook een mensch, om zoo te spreken. Maar dat laat ik daar. Maar één ding is zeker, noch Wallach, noch Pinkhoff, noch van Son hadden hem er ooit uitgekregen. Dat is wel verkrapt! — Ondertusschen bedank ik jolli wel voor de attentie, die je mij hebt bewezen,* und wenn einer sich bei Zeiten vor solchen bösen Zähnen hüten will, so habe ich hier ein Pulver und hier ein Mundwasser, *die geef ik jelui cadeau,* zum Präsent, und zum Andenken *aan het tegenwoordig ijsvermaak, maar — eene vriendschap is de ander waard — jelui geeft mij voor ieder een kwartje, d. i. twee kwartjes voor de poeiers en het fleschje* u. s. w. Aber genug davon. Kehren wir wieder zu den *broedertjeskramen* zurück.

Und zu den Schwestertjeskramen natürlich auch.

Die giebt's gar nicht.

Aber Waffelkramen doch? Die meine ich.

Nun, meinetwegen. Ich lasse Ihnen den freien Lauf.

Sie können aus- und eingehen, wo Sie wollen. Aber ich bleibe mit dem Herrn Inspector auf der offenen Strasse. Also zwischen den von den verschiedensten Buden gebildeten Strassen fluthet die spazierende Menge auf und ab; aber nicht, wie letzthin wieder einer gefaselt hat — ich weiss nicht mehr, in welcher englischen Zeitung ich es gelesen habe — in sieben Hosen. Die Holländer, sagte der Quibus, tragen des Winters sieben paar Beinkleider! Davon sind wenigstens vier erdichtet. Aber drei will ich gelten lassen. Das habe ich selbst gesehen bei einem Fischer; der trug unter seiner Ueberhose eine rothflanellene und unter dieser die gewöhnliche leinene. Solche Leute aber wissen wohl, warum sie sich so warm kleiden. Ich werde Sie sogleich mit solch einem Dreigehäusigen und seinem Gewerbe bekannt machen, dann werden diese drei Beinkleider Sie nicht mehr befremden. An den Sonntagen ist es dann auf dem Eise schwarz von Menschen, und die Schlittschuhläufer müssen sich des erforderlichen Raumes wegen meist ausserhalb der Buden herumtreiben. Während sich nun oft zehntausend Menschen auf dem Eise befinden, steigt — das müssen Sie auch wissen — die ganze Eiskruste von Zeit zu Zeit mit Allem, was darauf ist, drei bis vier Fuss in die Höhe und sinkt ebenso tief wieder hinab.

Warum? Wie so?

Zur Zeit der Fluth staut nämlich die See das Wasser des Flusses zurück und die Eisrinde hebt sich allmählig, zur Zeit der Ebbe aber, wenn die Maas sich wieder ungehindert in's Meer ergiessen kann, sinkt die schwimmende Welt wieder hinab.

Ein wunderbares Land.

Natürlich geht das Steigen und Sinken nur unmerkbar von Statten?

Ja, Herr Inspector, ganz allgemach.

Wie Alles in Holland.

Alles? Was wissen denn Sie von Holland, Herr Landsmann?

Nun, man hört ja wohl einmal so ein allgemeines Urtheil von holländischer Bedächtigkeit.

Und spricht das eben so nach. Nun, wenn man den Holländern nichts Schlimmeres nachsagte, das möchte noch hingehen. Toller Ungestüm ist allerdings bei ihnen nicht zu Hause. *Qui va piano va sano* oder *langzaam gaat zeker*, ist allerdings ihr Wahlspruch. Aber mit Ihrer Randglosse erinnern Sie mich gerade und am rechten Orte, da wir von dem Volksgedränge sprechen, an einen sehr lobenswerthen Zug im Character des Holländers, den ich Ihnen gerne noch mittheilen will. Mittlerweile wird auch die Suppe kalt.

Ja, die ist siedend heiss.

Und von solcher siedender Hitze hat der Holländer nichts im Blute. Gerade das ist es, was ich Ihnen noch sagen wollte. Das kam mir immer so merkwürdig vor, dass man auch bei solch einem Getümmel und Gedränge von Fahrenden und Fussgängern, selbst bei dem noch grösseren auf den Kirmessen innerhalb der Städte, wo z. B. in Rotterdam, Amsterdam und Haag am letzten Tage, in der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag, Hunderttausende auf den Strassen und öffentlichen Plätzen hin- und herfluthen und von den Hunderttausenden vielleicht ein Drittel angetrunken

ist, beinahe nie von Händeln hört, nicht einmal von Schimpfwörtern. Und doch kann man in manchem Theile dieser Städte an solch einem Abend kaum drei Schritte gehen, ohne Jemand zu drängen, anzustossen oder auf den Fuss zu treten. Aber niemand denkt daran, es übel nehmen oder gar Gleiches mit Gleichem vergelten zu wollen. So auch, wenn zwei einander entgegenkommende Wagen oder Fahrzeuge sich festfahren, so hat das ebenfalls wenig zu sagen. Bei uns dagegen hört man in solchen Fällen augenblicklich ein Donnerwetter von Schimpfwörtern und Flüchen aus dem Munde der Kutscher. In Holland mag einer dem andern zurufen: „*dat hadtje ook wel beter kunnen doen, maat!*" d. h. Kamerad, und ein Schiffer mag vielleicht noch ein Kraftwort, wie Blitz, herausstossen, „*wat bliksem!*" oder „*wat weerlicht!*" d. h. Wetterleuchten, *kunje dan niet zien*, hast du denn keine Augen im Kopf?" Aber dabei bleibt es auch und zu einem Handgemenge kommt es nie. Statt dessen berathschlagt man sich lieber in grösster Ruhe über die Art, wie man wieder aus einander kommen wolle. Stösst man einen Vorübergehenden oder Begegnenden zufälligerweise etwas unsanft an, dann sagt er vielleicht: „*heila! kijk voor je!*" geht aber ruhig seines Wegs, ohne sein Gesicht zu verziehen und ohne umzuschauen, während bei uns der Angestossene einen gleich ansieht, als ob er einen auffressen wolle, auch wohl mit geballter Faust und herausfordernder Miene stehen bleibt und einem wenigstens einen „Esel!" „Dolpatsch!" „Flegel!" oder so etwas nachbrummt. Kein sprechenderes Beispiel von dieser Ruhe und Gelassenheit, und von Höflichkeit

zugleich, als das, welches ich selbst erfahren habe. Als ich einmal in Amsterdam, indem ich schnell einem Wagen ausweichen wollte, einem Manne an den Leib rannte, dass ihm die Rippen krachten, sagte der gar: „*wat bliefje?* was ist gefällig?" „Entschuldigen Sie," sagte ich. „*'T is tot je dienst*," antwortete er.

Was heisst das?

Steht zu Diensten.

Also, wenn Sie mich noch einmal anrennen wollen?

Ja, so lautete es, war aber wahrscheinlich nicht so wörtlich gemeint. Sie sehen aber, wie ruhig da Alles zugeht, so dass man selbst die üblichen Höflichkeitsformeln darüber nicht vergisst. Bei uns würde es sich in solch einem Falle beinahe von selbst verstehen, dass ein dergestalt Angerannter ein Kreuzdonnerwetter u. s. w. losbrennte.

Leicht möglich.

Wo darum anderwärts beim Zusammenflusse so vieler Tausende die Polizei alle Hände voll hätte, um die sich Raufenden zu trennen, schlendert sie dort müssig hin und her, ja was noch mehr ist, man sieht beinahe keine Polizei. Ist das nicht ein characteristischer Zug?

Allerdings.

Während bei uns auf den Kirchweihen Schlägereien an der Tagesordnung sind, sind sie dort eine höchst seltene Ausnahme.

Dazu mag nun freilich das kaltblütige, phlegmatische Temperament des Holländers das Meiste beitragen.

Aber bei den Franzosen? — Da findet ja ebendasselbe statt.

Ganz richtig. Das hat mir auch mein Freund Vögele von Paris erzählt.

Und die Franzosen sind doch wahrlich keine Phlegmatiker. Auch diese lassen sich, trotz ihrer lebhaften Sinnes- und Handlungsart, kein derartiges pöbelhaftes Betragen zu Schulden kommen. Es muss also doch noch etwas Anderes dazu beitragen.

Bei den Franzosen ist es wohl die ihnen angeborene bewundernswürdige Artigkeit, die sich da bis auf den gemeinsten Mann herab erstreckt, wo auch die Gassenkehrer und Eckensteher einander mit *monsieur* anreden.

Sie haben Recht, und davon kann beim holländischen Pöbel keine Rede sein. Der nimmt es in Rohheit mit jedem andern auf, besonders in den Fabrikstädten.

Also möchte das soeben genannte Lob doch vor allen Dingen auf Rechnung des Temperaments zu setzen sein.

Aber doch nicht einzig und allein, Herr Kameralverwalter. Eine Aeusserung, die ich je und je vernahm, wenn einer seinen Kameraden, der im Begriffe stand, mit einem Andern in einen heftigen Streit zu gerathen, zu besänftigen suchte, nämlich die Worte: „*wat hebje er aan met hem te kijven of te vechten*, was hast du daran, mit ihm zu zanken und dich zu balken?" und die auch in den von mir beobachteten Fällen stets den erwünschten Erfolg hatten, brachten mich auf die gegründete Vermuthung, dass diese Friedfertigkeit auch wohl ein Ausfluss einer sehr ehrenwerthen Verständigkeit sein dürfte, die zu bedenken und zu berechnen weiss, dass beim Schelten und Raufen doch nichts herauskomme, als Schaden und Schande auf beiden Seiten.

Auch gut.

Noch ein bemerkenswerther Zug, welcher das Benehmen der gebildeten Stände während solcher Feste kennzeichnet, ist die anständige Freiheit, Ungezwungenheit und Sorglosigkeit, womit sich zu dieser Zeit jeder dem Vergnügen überlässt, ohne von andern, wäre es auch nur durch musternde Blicke oder durch zischelnde, in's Ohr geflüsterte Urtheile über Anzug u. s. w. darin gestört zu werden, oder Andere darin stören zu wollen. Zu jeder andern Zeit ist man in Holland, so gut wie bei uns, beim Auftreten in einer Gesellschaft von ein paar Hundert Augen auch einer hundertfachen Kritik ausgesetzt und erfordert es, wenigstens bei Damen, schon einer nicht geringen Sorgfalt in Bezug auf die Toilette, um bei dieser hundertfachen Musterung mit Ehren durchzukommen. Wie oft bin ich Zeuge davon gewesen, wie vor einem Concertabende zwischen den Damen ein Langes und Breites über das für den heutigen Abend zu wählende Kleid verhandelt wurde, um vor der Kritik mit Ehren bestehen zu können. „*Wat doet gij voor een japon aan?*" hiess es dann. „*Zou ik met mijn schotsche ruit wel kunnen gaan?*" „*Ik weet het niet; hij staat maar half gekleed. Ik doe mijn blaauwzijden kleed aan.*" „*Wil ik dan ook mijn paarschzijden aandoen? Maar ze zullen mij op het laatst er aan kennen; die draag ik al in het derde jaar. Weetje wat? ik doe mijn nankin-neteldoekje aan, met mijne witte blouse. Of? — zou ik mijn roode streep aandoen? Wat raadje me?*" „*Nankin is nog te koud, daar loopje voor gek mee; neen, daar zou ik nog een maand mee wachten.*" „*En mijn grijsje staat voor een buitenconcert*, d. h. Gartencon-

cert, *weer al te opgeschikt.*" „*Dan je roode streep.*" „*Maar daar past de witte blouse niet best bij.*" „*Wel doet dan de donkerblaauwe aan.*" „*Neen, die in het geheel niet. Ik heb er spijt genoeg van, dat ik die genomen heb. Donkerblaauw kleurt me zoo slecht.*" „*Weetje wat? doe dan die roode streep aan met je fluweelen mantille.*" „*Maar dan moet ik de bloemen op mijn hoed veranderen, die passen er niet bij.*" „*Doet dat; of je zou ook — enz. enz. Dat duurde soms een uur of anderhalf, eer dat er* eine Wahl getroffen *was.* Aber ich spreche, glaub' ich, lauter Holländisch.

Ja, es wird Zeit, dass Sie wieder einlenken, wenn wir Sie verstehen sollen.

Aber Sie haben mich doch verstanden?

Ja, so ziemlich, Herr Justizrath.

Dasselbe Lied kann man ja bei uns auch singen hören.

Das sind die Präludien vor jedem Ausgang. Nur zur Kirmeszeit, wenn man sich, sei's als Theilnehmer an den Lustbarkeiten, sei's als blosser Zuschauer, in den wogenden Menschenstrom wagen will, scheint man von dem ganzen Heere von Menschen, zwischen dem man hinwallt, gar keine Notiz zu nehmen, und das Heer auf seiner Seite scheint sich um die Begegnenden und Vorbeigehenden ebenso wenig zu bekümmern. Auch wenn man zu solcher Zeit in ein Theater, in einen Circus oder Vauxhall eintritt, findet dasselbe statt; nirgends ein forschendes Begucken, kritisches Flüstern und Zusammenstecken der Köpfe, nur heitere Blicke, die sagen wollen: „So? Seid ihr auch hier? *Hebt gij ook pleizier*, macht ihr euch auch lustig?"

Das ist schön.

Nicht wahr? Und diese gegenseitige Duldsamkeit, dieses scheinbare Nichtbemerken und nicht Bemerktwerden trägt wohl auch das Meiste dazu bei, dass diese Kirmessen, trotz ihres ewigen Einerlei, immer noch so fleissig besucht werden. Herren und Damen, die zu einer andern Zeit um keinen Preis der Welt ihrem Rang und Stande etwas vergeben wollten, sieht man dann, wenigstens auf einige Stunden, ihrer Würde und ihres Ansehens sich begeben, durch sich unter Krethi und Plethi zu mischen, ich will sagen — pfui, was kommt mir nun für Deutsch in den Mund! — ich will sagen — dadurch, dass sie sich unter Krethi und Plethi mischen. Dann nehmen auch sie nicht im Geringsten Anstand, wenigstens einen Abend in der Woche — nur den allerletzten nicht, weil's dann allzu saturnalisch zugeht — der Kirmes zu widmen und die Buden, grössere sowohl als kleinere, mit einem Besuche zu beehren, wobei gewöhnlich der Burgemeister des Orts mit gutem Beispiele vorangeht.

Der also den Lockhammel macht?

Aber an dem letzten Abende, da kann man auf solch einer Kirmes, z. B. in Rotterdam, allerlei zu sehen und zu erleben bekommen.

Wie so, Herr Justizrath?

Denken Sie sich, da stehe ich einmal und sehe zu, wie eine dicke Bäuerin sich wägen lässt —

Und bekamen natürlich Lust, sich mit ihr zu messen?

Ach was! Ich hätte nicht einmal die Zeit dazu gehabt. Denn auf einmal, wie ich da stehe und an nichts denke, fühle ich mich von einer dichten Menschen-

welle in die Mitte der Gasse gedrängt, und, noch ehe ich ausweichen konnte, von einem Kreise singender, ich will sagen — brüllender und tanzender Bacchanten und Bacchantinnen umringt, aus deren rauhen und kreischenden Kehlen mir nichts als die Worte „*hosse! hosse!*" entgegensprudelten. Stellen Sie sich mein Entsetzen vor. Ich dachte anfangs an nichts Geringeres, als an die thrazischen Weiber des Orpheus, an das wilde Heer, an die Pariser Poissarden, an Schiller's:

„Da werden Weiber zu Hyänen,
Und treiben mit Entsetzen Scherz."

u. s. w., und hütete mich darum auch wohlweislich, mich gegen sie zur Wehre zu setzen und ihren Zorn durch Widerspenstigkeit zu reizen. Bald aber merkte ich doch an ihren lachenden Gesichtern, dass es so arg nicht gemeint sein könne und dass sie nichts Böses im Sinne hätten, sondern sich nur eines gewissen Rechtes bedienten, das ihnen erlaubt, an solchen Abenden das tollste Zeug anzugeben. Ich liess mich also ruhig ein par Mal im Ring herumdrehen, und lachte in Gottes Namen *quasi* auch mit.

Nun das hätte ich sehen mögen, wie Sie da Ihren *pas* gemacht haben, und das Lachen wird auch gewesen sein, wie das eines Bauern, der Zahnweh hat.

Ja, von Herzen ging's nicht. Sie liessen mich aber glücklicherweise bald wieder los und packten dafür einen andern, dem es in ihrer Mitte besser gefiel. Als ich aber in der Ferne wieder solch einen tollen Schwarm herankommen sah, machte ich mich schnell

aus dem Gedränge und begab mich in ein Pferdespiel, ich will sagen — zu den englischen Reitern, in den Circus Wollschlägers. — Aber da bin ich wieder ganz vom Eise in die Stadt verirrt. Da, auf dem Eise, erscheinen ausser den Spaziergängern und Schlittschuhläufern auch prächtige Equipagen und Schlitten aller Gattungen, und Eisboote, d. h. mit Schienen versehene Boote, die bei gutem Winde, wenn sie mit vollen Segeln fahren können, den Strom entlang fliegen, dass sie in Schnelligkeit sich mit einem Eilzuge messen können.

Wirklich?

Ja unter günstigen Umständen noch schneller, wie ich selbst bezeugen kann.

Wie so, Herr Justizrath?

Wenn ich bitten darf.

Ich brachte damals auf Anrathen einiger Freunde die Weihnachtsfeiertage, die in Holland schrecklich langweilig sind, weil man da von unserem Christkindle nichts weiss, in Rotterdam zu, um auch diese Stadt etwas näher kennen zu lernen, hauptsächlich aber, um die soeben genannten Lustbarkeiten auf der zugefrorenen Maas mitzumachen, und hatte mich darum in einem Hotel „*onder de boompjes*" einquartiert oder *mijn intrek genomen*, wie die Holländer sagen, das die Aussicht auf die Maas hat. Da sah ich nun schon des Morgens von meinem Schlafzimmer aus das Gewusel der Schlittschuhläufer und das Rennen der Schlitten und diese Eisboote, die auf dem breiten Strome bald hinauflavirten, bald vor dem Winde hinunterschossen, dass es eine Freude war, ihnen zuzusehen, und bekam

zuletzt Lust, das auch einmal mitzumachen. Zwar wollte mein Oberkellner allerlei *kwade noten kraken*, allerlei Bedenklichkeiten dagegen erheben, es sei angenehmer anzusehen, als selbst mitzumachen, man habe dabei eine fast unerträgliche Kälte auszustehen, man könne fast nicht zu Athem kommen, er sei einmal dabei dem Ersticken nahe gewesen, schon mancher habe sich dabei die Schwindsucht geholt u. s. w. u. s. w. Aber die da drunten halten es ja auch aus, dachte ich, und dort sehe ich sogar Frauen darin. Also doch! Können's die aushalten, dann kann ich es auch. *Dat zou de drommel doen*, das müsste der Teufel sein, sagte ich, dass ich es denen nicht gleichthäte. Ich bestellte mir also ein Eisboot zu einem Ausfluge nach Delfshaven, und zwar gegen Ein Uhr, nahm drauf noch einmal ein rechtschaffenes Frühstück ein, das heisst um zwölf Uhr, die zweite Auflage.

Was die Engländer ein „*lunch*" nennen.

Setzte auch, um der bevorstehenden Kälte gehörig die Spitze bieten zu können, noch eine halbe Flasche Cantemerle oben auf den Kaffee *cum annexis*, und begab mich, auf diese Weise recht durchwärmt und wieder in meinen bereits genannten Vierdecker gehüllt, zur bestimmten Stunde nach dem Boote. „Also nach Delfshaven, *schipper!*" — „*Best, Meneer!*" war die Antwort, „*kom d'er maar in.*" — „*Het waait nog al, zou ik zeggen*, es kommt mir vor, als ob es tüchtig wehe." — „*Of het waait, Meneer, en straf ook, hoor! Neen, dat zal d'r door vliegen. Ik wed, we zijn d'r in een ommezientje,*" im Nu, in einem Augenblick. *Voelje wel? een lekkere bries!*"

Was? ein Pris?

Ja, eine Brise.

Eine Prise?

Ja, was für Befremdendes ist daran?

Eine Prise?

Ja; haben Sie das Wort noch nie gehört?

Eine Prise? Schon tausendmal, aber was thut denn der Doppelmops und Rappé dabei?

Ach, keine Prise! Das wäre auf Holländisch *een snuifje*. Warum nicht gar? Eine Brise, sage ich, ein tüchtiger Wind oder eine steife Kühlte, könnte man auch sagen.

Kühlte? Was ist das wieder? Das ist ja auch kein Deutsch.

Ja, das ist auch Deutsch. Aber davon hört man freilich bei uns nichts. Eine Brise ist eine von ferne am Kräuseln der Wasserfläche erkennbare, bei stillem Wetter aufsteigende sanfte Kühlte, die erst eine leichte ist, dann eine frische, dann eine steife oder, wie mein Schiffer sagte, eine „leckere" werden kann, mit einer Luftgeschwindigkeit von zwanzig und mehr Ellen in einer Secunde, wobei man schon seinen Hut fest antreiben muss, wenn man ihn nicht verlieren will. Solch eine wehte jetzt. „Aber," fuhr der Schiffer fort, nachdem Alles zur Abfahrt bereit war und er nur noch das Tau loszulassen hatte, womit das Boot angebunden war, *„zouje niet wat op zij*, auf die Seite, *gaan zitten?*" und guckte mich dabei mit einem seiner Falkenaugen gar sonderbar an, denn das andere hielt er immer fest zugedrückt; *„vlak tegen de wind houdtje't niet uit; óf, als ik je een goeje raad schuldig*

was, dan zou ik je haast willen raden, gaat eenvoudig daar op de grond zitten." — „Aber dann sehe ich ja nichts." — „*Wat wouje dan zien, Meneer?*" antwortete er schier verwundert. „*Wel!*" sagte ich, wie schnell es geht. „*Dat zalje wel gewaar worden; maar — let er es op*, gieb Acht, *wat ik je zeg; zien zalje d'r niet veel van.*" „Aber warum denn nicht?" — „*Wel wat bliksem! van de wind! van de wind!*" „Nun," sagte ich, um dem Gespräche, das meinen Piloten schon von Herzen zu langweilen schien, ein Ende zu machen, „ich will's einmal hier oben probiren." — „*Jij moet het weten,*" war die Antwort; „*daar gaane we!*" Und wir gingen! d. h. wir flogen. Kaum hatte er das Tau am Hintertheil losgemacht und das des grossen Segels schiessen lassen, kaum fiel der volle Wind hinein, so ging's, wie ein Pfeil vom Bogen.

Also haben Sie's doch oben aushalten können?

Aber keine drei Minuten. Der Schiffer hatte Recht und der Kellner hatte Recht. Das ist eine fürchterliche Kälte, als ob man einem mit tausend Messern im Gesicht herumkratzte. Das schneidet einem, trotz Kaffee und Cantemerle, durch's innerste Mark und Gebein und benimmt einem beinahe den Athem. Es durchzittert einen, dass einem kein Glied am Leibe stillsteht. „*Hoe vindje't, Meneer?*" fragte mein Fährmann, der jetzt nur noch aus einem Viertelsauge guckte; „*frischjes, niet waar?*" Ohne ein Wort zu erwidern, liess ich mich von der Bank auf den Boden hinab. An ein Sehen war überdiess gar nicht zu denken, man hätte denn eine gläserne Maske vor dem Gesichte haben müssen. Halb und halb über mich selbst ärgerlich,

so weit man sich nämlich bei solcher versteifenden Kälte ärgern kann, legte ich mich der Länge nach auf den Boden und dachte an die Nordpol-Expeditionen eines Heemskerk u. A. oder vielmehr, ich wollte mich eben etwas bequemer zurechtlegen und in Gedanken nach Nova Zembla versetzen, da fiel das Segel, und *„zie zoo, Meneer! we zijn d'r,"* sagte mein Schiffer, *„Sta nou maar weer op; wellekom in Delfshaven!"* Und Delfshaven liegt eine Stunde von Rotterdam! Wir hatten den Weg in weniger als einer Viertelstunde zurückgelegt. Ich konnte anfänglich kaum meinen Augen glauben. So eben noch in Rotterdam und jetzt eine gute Stunde davon. Das war in der That *in een ommezien* geschehen. Als der Teufel Heinrich den Löwen nach Braunschweig führte, kann's nicht schneller gegangen sein. — Auf der Rückreise ging's langsamer, denn wir mussten laviren, wesshalb ich es nun der Kälte wegen zur Noth schon auf der Bank hätte aushalten können. Ich zog es aber dennoch vor, wieder meine erstmalige Lage anzunehmen und *op mijn doode gemak,* wie man in Holland sagt, d. h. in aller Gemächlichkeit, mein kurzes kölnisches Pfeifchen, einen sogenannten Nasenwärmer, zu rauchen. Denn mit Cigarren wollte es bei dem heftigen Winde nicht gehen. Die wehten einem, so zu sagen, vor dem Wunde weg. Jetzt hatten wir beinahe eine Stunde nöthig, um Rotterdam im Zikzak zu erreichen.

Und das Schlittschuhlaufen, Herr Justizrath, das geht auch so schnell?

Ja, furchtbar. Unter allen Nationen sind die Holländer bekanntlich die besten Läufer. Mit dem vollsten

Rechte nehmen sie in dieser Kunst den ersten Rang für sich in Anspruch. Dann folgen ihrer Meinung nach die Engländer.

Die Engländer? Wiewohl, es ist bekannt, dass die grosse Freunde von anstrengenden Leibesübungen sind.

Und das Schlittschuhlaufen ist gewiss eine der gewaltigsten. Die Engländer, sagte mein Gastwirth in Rotterdam, seien die *nijdigsten,* er wollte sagen, die halsstarrigsten, die unermüdetsten Schlittschuhläufer; die lassen nicht nach, bis sie es *in de perfectie beet,* d. h. loshaben. Vor ein paar Jahren habe einmal ein Engländer vierzehn Tage bei ihm logirt, der eigens aus England herübergekommen sei, um hier das Schlittschuhlaufen zu lernen. Der sei aber auch *iederen dag die God gaf* auf dem Eise gewesen, und nicht Stunden lang, sondern den *godsganschelijken dag,* wie er sich ausdrückte; er habe sich kaum Zeit zum Essen und Trinken genommen. Der habe es aber auch meisterhaft gelernt und sei als een *bolleboos,* d. h. als ein Virtuos, wieder nach England zurückgekehrt. Auf die Engländer sollen dann wir Deutsche folgen, und dann — aber weit hintendrein — die Franzosen. Die besten Schlittschuhläufer findet man natürlich in Holland da, wo die Gelegenheit am besten ist, wo es das meiste Eis giebt, in den Provinzen Friesland, Nord- und Südholland, aber auch in Utrecht; jedoch in Friesland die schnellsten. Da werden zur Zeit überall Wettläufe gehalten. Ich habe mir erzählen lassen, ein guter friesländischer Schlittschuhläufer lege einen Abstand von einer Stunde in zehn Minuten zurück.

Erstaunlich! Das kommt ja in Schnelligkeit auch einem Bahnzug gleich.

Allerdings. Ein guter Läufer hält es auf einer guten Bahn und wenn er den Wind mit hat, ich will sagen, im Rücken hat, gegen einen gewöhnlichen Zug immer eine Station lang aus. Aber auf die Dauer freilich nicht. Und, wie gesagt, man muss mit dem Winde fahren; dem Winde entgegen ist es eine gewaltige Strapaze. Jedoch muss auch der günstige Wind wieder nicht zu stark sein, sonst ist er im Stande, einem, wenn man recht im Schusse ist, die Beine unter dem Leibe wegzublasen. Ein gewöhnlicher Schlittschuhläufer legt aber doch immer eine Wegstunde in einer halben Stunde zurück. Ich konnte mich bei weitem nicht mit den besten messen und habe doch den Weg von Utrecht nach Leiden, eine Entfernung von zehn Stunden, in fünf Stunden zurückgelegt, obgleich wir eine Anzahl Brücken zu passiren hatten, was immer aufhält, weil man dabei jedesmal in seinem Gang gehemmt wird, und ungeachtet dass wir halbwegs des schlechten Eises wegen abbinden und eine gute Viertelstunde zu Fuss gehen mussten. Auch brach zu guter Letzt noch einem der Reisegefährten der Strick am Hinterleder. Der Schaden war zwar bald wieder reparirt, denn bei längeren Fahrten pflegt man sich immer gehörig mit Band und dicker Schnur zu versehen, es kostete aber doch immer mehrere Minuten Zeit.

Aber haben Sie denn unterwegs nicht auch ausgeruht?

Eigentlich nicht; nur da, wo wir die Schlittschuhe abbinden mussten, höchstens eine Viertelstunde, die

ich aber nicht zu den fünf Stunden gerechnet habe. Man wird nämlich bei günstigem Winde nicht leicht müde, und zumal dann nicht, wenn man so läuft, wie wir damals gelaufen, an einem Stocke.

Wie geht das zu?

Auf folgende Art. Wenn man eine grössere Tour machen will und unter der Reisegesellschaft sich welche befinden, die es den andern nicht gleichthun können und die darum am Ende zurückbleiben müssten, oder auch, wenn man widrigen Wind hat, so bedient man sich eines längeren oder kürzeren Stockes, je nach der Anzahl Mitfahrender. Der *voorrijder*, d. h. der Zugführer, wozu man in der Regel den besten und stärksten Läufer wählt, nimmt den Stock unter den rechten Arm, dasselbe thut der Zweite, Dritte, Vierte u. s. w. bis zum Letzten. Dann geht's vorwärts, links — rechts — links — rechts; der Hintermann, wozu man auch einen tüchtigen Läufer nimmt, schiebt und der Vordermann zieht, und die in der Mitte brauchen weiter nichts zu thun, als *slag te houden*, d. h. im Takte zu bleiben, gleichen Schritt zu halten, was ihnen mit Hülfe des Stockes, an dem sie eine feste Handhabe, gleichsam einen Balancirstock haben, nicht schwer fällt.

Aber der Vordermann und der Hintermann, die haben dann doch — sollte ich denken — einen schweren Posten.

Doch nicht, Herr Inspector; ja, wenn die in der Mitte sich an den Stock hängten und schleifen liessen; aber die laufen ja auch mit. Ist einmal die ganze Reihe ordentlich im Gange, dann machen die vereinten, wenn auch in der Mitte kleineren Kräfte dem Vordersten und

dem Hintersten die Anstrengung doch wieder ziemlich leicht. — Eine andere Art ist die, welche man *opleggen*, auflegen nennt, wobei es so zugeht. Der Vordermann legt seine linke Hand auf den Rücken, auf's Kreuz, und der Hintermann greift mit seiner Rechten in diese Linke des Vordermanns, der Dritte wieder in die Linke des Zweiten u. s. w., so dass ihre Arme eine Art verschränkter Kette bilden. Das ist die gewöhnliche Art zu laufen, wenn man zu Zweien, z. B. ein Bursche mit seinem Mädchen, fährt. Entweder schiebt er sie vor sich her, wobei aber das Schätzchen schon etwas fest auf ihren Beinen stehen muss, oder er nimmt sie hinter sich. Man sieht aber auch ganze Ketten, aus fünf, sechs und mehr Pärchen bestehend, auf diese Art zusammen laufen, aber auch oft auf einen Haufen zusammen fallen. Denn wenn hier einer fällt, dann purzeln, wenn sie sich nicht bei Zeiten loslassen, auch alle folgenden über ihn hin. Dies wird auch wohl zuweilen absichtlich, im Scherz, zu Wege gebracht, wenn der *voorrijder*, an einer Ruhestelle angelangt, mit aller Kraft schnell eine kurze Wendung macht. Dann heisst's zwar „*vasthouden! houd vast!*" aber der *sleep*, ich will sagen — der Schwanz, bekommt dadurch, einen Bogen beschreibend, solch einen gewaltigen Centrifugal-Flug, dass dieser oder jener oder diese oder jene — denn gewöhnlich passirt es natürlich den Mädchen — ihren Vordermann, und wäre es auch der Auserwählte ihres Herzens, nicht mehr zu halten im Stande ist, indem der straffe Bogen ihr die Arme aus dem Leibe zu reissen droht. Sie lässt los und schiesst mit Allem, was noch hinter ihr ist, auf's Eis. Läuft

Alles gut ab, dann ist's ein allgemeines Gaudium, wenn Fünfe, Sechse so einander in den Schoos fallen. Es können aber bei dem Spasse auch bläue Mäler davongetragen werden, wesshalb er nur bei derben, mit einer tüchtigen Unterlage versehenen Bauerndirnen rathsam ist.

In Holland fahren also auch die Frauenzimmer?

Ja, Frauenzimmer aller Stände.

Auch junge Damen?

Allerdings, nämlich auf dem Lande. In den grösseren Städten aber sieht man's jetzt nur noch selten, ausser in Friesland und Nordholland, und auch da nur von den jüngeren, unverheiratheten. Die Verheiratheten geben es in der Regel schnell auf.

Warum?

Ich denke, aus demselben Grunde, warum sie sich auch nicht mehr so viel aus dem Tanzen machen.

Weil nichts mehr dabei herauskommt?

Herauszukommen braucht, wollen Sie sagen. — Die Männer dagegen halten es Jahre lang aus. Unser Wirth in Delfshaven erzählte mir, dass er vor zwei Jahren das letzte Mal auf Schlittschuhen gewesen sei; und der Mann war bereits zwei und siebzig Jahre alt. Er würde es noch können, sagte er, und habe es nur darum aufgeben müssen, weil ihm die Schlittschuhe zu schnell geworden und er nicht mehr so gut voraussehen könne, wie sonst.

Was bedeutet das?

Zum Schlittschuhlaufen gehören, ausser starken Muskeln und kräftigen Lungen, auch noch gute Augen, indem man immer voraussehen muss, ob auf der Bahn

nicht etwa *een scheur*, ich will sagen — ein Riss ist, oder ein Stein oder eine Eisscholle oder sonst etwas liegt, dem man auszuweichen hat. Denn geräth man in einen tiefen Riss hinein, oder kommt man auf ein festgefrornes Reis oder Steinchen, es sei noch so klein, dann ist's, als ob einem plötzlich die Beine festgehalten werden, und man fällt in der Regel tüchtig. Ferner hat man da, wo viele Leute auf dem Eise sind, fortwährend mit der gehörigen Schnelligkeit und Gewandtheit auszuweichen, damit man nicht carambolire, und zumal auch aufzupassen, dass man nicht mit einem Vorbeifahrenden *haakt*, d. h. sich nicht in den Schlittschuhen eines Andern fängt, indem man mit dem Schnabel des seinigen in dem des Andern hängen bleibt. Dann kann man, wenn man in vollem Laufe ist, fürchterlich fallen, wovon ich ebenfalls wieder ein Wort mitzureden weiss.

Wie? Zum zweiten Mal?

Ja, und das hatte ich einem Katwijker Fischer zu danken, zwischen Haag und Leiden, nicht weit von letztgenannter Stadt. Denn das schiesst auch nur zu, wie ein Hecht, und weicht keinem Menschen aus. Der bekam aber dabei eine tüchtige Lection, die ihn wohl für die Folgezeit vorsichtiger gemacht haben wird. Ich that übrigens auch einen gewaltigen Fall, so gewaltig, dass ich, wieder wie beim ersten Male rückwärts fallend, mit dem Kopfe, weil ich jetzt meinen Vierdecker nicht umhatte, einen förmlichen Stern in's Eis schlug, wie wenn einer mit einem Hammer drauf geklopft hätte, gerade wie der, den Napoleon im Bois de Boulogne mit seiner Nase geklopft hat,

wenn Sie sich des Kupfers im „Kladderadatsch" noch erinnern.

Richtig, ja! Wir haben genug darüber gelacht.

So war der meinige, ein Stern erster Grösse. „*Kijk, allemachtig!*" rief ein Bube, der Zeuge meiner Niederlage war, „*een star in 't ijs!*"

Dazu gehört aber auch ein harter Kopf! Wie ist's möglich?

Wenn's nicht möglich wäre, so wäre es nicht geschehen; nicht wahr, Herr Justizrath?

Natürlich; aber das meint mein liebwerthester Landsmann da wieder nicht; der denkt bei dem harten Kopf wieder an etwas anderes.

Ich? Gott behüte!

Ja Sie! Sie wollen wieder *more solito* einen schlechten Witz machen, *bij gebrek aan beter*, wie die Holländer sagen, in Ermanglung eines Bessern, weil Sie keinen *kans*, ich will sagen, keine Möglichkeit sehen, einen guten zu machen.

Sie legen aber auch alle meine Worte so böswillig aus, Herr Justizrath.

Weil ich weiss, *wat voor vleesch ik in de kuip heb*, weil ich meine Leute kenne, will das sagen. — Sie könnten etwas weit Gescheiteres thun, als Randglossen machen, wenn Sie uns einschenken wollten.

Mit Vergnügen.

Aber der Fischer, Herr Justizrath?

Ja, der fiel auch und exemplarisch, das versichere ich Ihnen, und zwar auf sein Gesicht, dass ihm das Blut in Strömen aus der Nase schoss und fast nicht zu stillen war. Ich führte ihn darum schnell zu einer

nahegelegenen Wirthschaft, wo in einem Augenblicke Hunderte Neugieriger um uns herstanden, die unserer blutigen Spur gefolgt waren. Denn Blutstropfen auf dem Eise sind immer ein schaudererregender Anblick, indem Jedermann weiss, dass, wo diese zu sehen sind, mehr vorgefallen ist, als dass einer sich nur mit dem Federmesser in den Finger geschnitten hätte. Und hier lag eine ganze *plas*, ich will sagen — eine ganze Lache! Es gelang jedoch am Ende, mit Hülfe aufgelegten Schnees und in die Nase gebrachter Eiskegel, das Blut zu stillen, worauf mein guter Freund seine Reise weiter fortsetzen wollte. Weil er mir aber im Laufe meiner wundärztlichen Behandlung als ein gutmüthiger Mensch vorgekommen, trotz seiner rauhen Aussenseite, indem er sich auch nach meinem Wohlbefinden hatte erkundigen und sein Bedauern hatte bezeigen wollen, mich, wie er sagte, so *aangezeild*, d. h. angesegelt, angefahren zu haben, lud ich ihn ein, mit mir in das Wirthshaus einzutreten *en een glaasje voor de schrik te drinken*, d. h. einen Schnapps zur Erholung von dem gehabten Schrecken.

Und um auf das Vergnügen der gemachten Bekanntschaft anzustossen, natürlich.

Auch gut. Zugleich aber auch aus inniger Freude darüber, dass wir beide noch so gut davongekommen. Denn ich hätte mir ebenso leicht, statt des Eises, den Schädel zerschmettern können, wenn ich nicht einen so harten Kopf hätte, wie unser Phrenolog da soeben bemerkt hat. — Da unterhielt ich mich noch eine Weile mit meiner Bekanntschaft, so weit man sich nämlich mit solchen Leuten unterhalten kann und so

weit mein damaliges Repertorium des Holländischen ausreichte, und wir schieden zuletzt mit herzlichem Händedruck als die besten Freunde von der Welt, er, um seine Reise nach Katwijk fortzusetzen, und zwar auf dem Eise, ich aber, um — vorläufig sitzen zu bleiben. Denn für heute war mir alle Lust am Schlittschuhlaufen vergangen. Ich hörte lieber noch eine Weile der Musik zu, welche da in dem Wirthshause gemacht wurde, dem gewöhnlichen *pleister*platz, d. h. Absteigequartier der Leidner Schlittschuhläufer, eine halbe Stunde von Leiden entfernt. Es ist einer der drei Vergnügungsorte, oder, wie die Holländer sagen, *plaatsen van uitspanning*, für die Leidner; einer heisst *Zomerzorg*, welches ich Ihnen schon einmal genannt habe, das andere *Warmonder hek*, d. h. warmonder Zollhaus, und der dritte, wo ich mich jetzt befand, *de Vink*, ein hübsches Wirthshaus mit einem Garten, zwischen dem nach Katwijk führenden Kanale und der Haager Chaussée gelegen. Woher es den Namen „Fink" hat, weiss ich nicht, aber damals war es wirklich einem grossen Finkenschlag ähnlich, indem sich daselbst eine Truppe reisender, zum Theil auch reizender, aber — was ich ihnen zur Ehre nachsagen muss — sehr anständiger Sängerinnen vernehmen liess, von Instrumental-Musik begleitet, worunter nur leider ein Bube mit seiner Trommel fortwährend obligat spielte. Diese Lockfinken sollten die jungen Schlittschuhläufer und unter diesen zumal die für das Schöne und die Schönen empfänglichsten und darum auch spendabelsten, oder, wie Hebel sagt, spendaschlichsten Akademiker heranziehen. Und das ging denn da auch wie in einem

Taubenschlage fortwährend aus und ein. Aber auch an anderen Besuchern fehlte es nicht, z. B. an Bauern und Bäuerinnen, die vom Markte aus der Stadt zurückkehrten. Die wurden da oft zu ganzen *rissen*, ich will sagen — Rispeln, rudelweise gefangen, aber freilich nicht, um sich rupfen zu lassen. Denn so holdselig konnte keine dieser Camönen einem Bauern ihren Kassen-Teller vorhalten, dass er sich einen Sechser oder auch nur einen Groschen hätte aus dem Sack schmeicheln lassen. Wenn's hoch kam, gaben die einen rothen Heller, und hielt die Schöne ihren zweiten Umgang, dann schüttelten sie kurzweg den Kopf *van neen*.

Wie sagen Sie? Den Kopf? Von einander?

Warum nicht gar! Nicht *van een*, sondern *van neen*, d. h. um nein zu sagen. — Als es auf vier Uhr ging und Essenszeit wurde, brach ich auf, kehrte aber nicht, wie ich gekommen, auf dem Eise, sondern per Diligence nach dem Haag zurück. Denn als ich von meinem Stuhle mich erhob, fühlte ich mich von der gehabten Erschütterung, wie weiland Frau Magdalis, „an jeglichem Gliede zerschlagen." — Und damit war mein holländisches *ijsvermaak* zu Ende.

Das will ich glauben. So etwas kann einem den Spass schon verleiden.

Nicht doch! Behüte! Nein, das war es nicht. Das hätte mich nicht abgehalten; aber den andern Tag fiel Thauwetter ein. — Einige Tage später schien es aber wieder auf's Neue frieren zu wollen, und da begegnete ich zufällig demselben Fischer wieder auf einem Spaziergange in der Nähe von Leiden. Ich erkannte ihn sogleich und auch er schien mich gleich wieder zu er-

kennen, darum rief ich ihm zu: *„dag, vriend! nu, als er weer ijs is, dan houd ik mij weer gerecommandeerd,"* d. h. dann empfehle ich mich wieder zu Gunsten; worauf er mir erwiderte; *„dankje wel, Meneer; eene keer was mooi genoeg!* es war am ersten Mal schon mehr als genug." — Ich habe mich, wie gesagt, in Holland immer gerne mit diesen Leuten abgegeben, mit Fischern und Schiffern, die man sonst für rohe Leute zu halten pflegt. Nein, es sind in der Regel gutmüthige, schlichte, gottesfürchtige und stille Leute. In den Fischerdörfern vernimmt man darum auch höchst selten Gesang, und niemals das laute Geschrei, das schallende Gelächter muthwillig schäkernder Bursche und Mädchen, wie in andern Dörfern. Still und ruhig stehen hier die Männer, dort die jungen Bursche ganze Sonntag-Nachmittage bei einander und sehen immer und immer in das graue Meer hinaus. Darauf sind alle ihre Gedanken gerichtet. Ein sichtbar werdendes Segel, das sie entdecken, wenn wir es kaum mit einem Fernglas gewahr würden, ein Wölkchen, das am Horizont auftaucht, das Lüftchen, das mit den Wimpeln der vor Anker liegenden Fahrzeuge spielt, sind die Gegenstände ihres Gesprächs. Das Land dahinten ist ihnen gleichgültig, bietet es doch auch nichts dar, als das ewige Einerlei der sandigen Dünenhügel. Frauen, die kleineren Kinder auf dem Arme tragend, stehen ebenso mit Frauen, Mädchen mit Mädchen in Gruppen beisammen und sehen ebenfalls meist still und schweigsam auf dieselbe See hinaus. Ihre Väter, Männer, Söhne, Freunde und Geliebten schwimmen ja schon seit mehreren Tagen da draussen auf demselben tückischen Elemente herum, das schon

so viele im Dorfe zu Wittwen und Waisen gemacht hat. Wie aus dem Auge der Männer kühner Muth, Entschlossenheit und Todesverachtung spricht, so spielt um den Mund der Frauen ein ernster, fast melancholischer Zug. Kein Wunder. Vergeht doch kaum ein Jahr, dass nicht in solch einem Dorfe ein Schiff mit Mann und Maus untergeht und Alles in Wehklagen und *rouw gedompeld*, ich will sagen, in — Trauer gehüllt wird. Ja, im vorigen Jahre sind allein von der Fischerflotte der kleinen Insel Urk in der Südersee, deren Bevölkerung aus nicht mehr als tausend Seelen besteht, neun Fahrzeuge untergegangen und achtundzwanzig Fischer umgekommen. Das kann einen Ort schon still und traurig machen. Ein einziges Schiff, das verunglückt, macht oft drei, vier Frauen zu Wittwen und eine Schaar von Kindern — denn die Ehen sind dort meist sehr kinderreich — zu Waisen. Man kann darauf rechnen, dass man in den Fischerdörfern, wenn die Kirche ausgeht, Jahr aus Jahr ein die Hälfte der Gemeinde in Trauerkleidern erscheinen sieht.

Und doch geben sie das Handwerk nicht auf.

Im Gegentheil. Hören Sie, was ich einmal in Harlingen von der Frau eines Lootsen gehört habe, ein Wort, das mehr als tausend andere Zeugnisse die Wasserratten-Natur dieser Strandbewohner bestätigt. Diese Frau hatte wenige Wochen zuvor ihren Mann verloren, der mit seinem Boote auf der Küste untergegangen war, und war jetzt eine Wittwe mit fünf Kindern, wovon der älteste Bube fünfzehn Jahre zählte. Meine Wirthin bezeigte der Frau ihr Beileid über ihren harten Verlust, und was antwortete diese darauf? — „Aber

daar is, God dank! weer een gelukje, bij dat ongeluk, sagte sie; *gisteren is mijns mans' broeder hier geweest, die vaart aanstaande maand,* künftigen Monat, *naar de Oost,* nach Ostindien, *en wil mijn oudste jonge meenemen!"*

Um ihn auch zum Matrosen zu machen?

Versteht sich.

Und ihm Gelegenheit zu geben, mit der Zeit auch zu ertrinken.

Wie ist's möglich!

Ja, und das sieht diese Mutter für ein Glück an! Und dieselbe Mutter hatte NB. so eben im Verlaufe des Gesprächs auch noch — und gar nicht ohne Theilnahme — erzählt, wie dieser ihr Schwager voriges Jahr seinen einzigen Sohn verloren habe, und wie verloren! Er fiel bei einem heftigen Winde von der Rahe, d. h. von der quer am Mast hangenden Segelstange, in die See, und das Schiff konnte in seinem pfeilschnellen Laufe nicht aufgehalten und noch viel weniger umgewendet werden, und auch an das Aussetzen der Schaluppe war nicht zu denken. Der Verunglückte schwamm zwar dem Schiffe nach, aber in einem Augenblicke sah man ihn schon weit, weit dahinten. Nun stellen Sie sich den Zustand des Vaters vor, der seinen Sohn in der Ferne noch schwimmen sieht, ihn aber — dem Tode überlassen muss! Es zerreisst ja uns das Herz, wenn man daran denkt.

War denn gar keine Rettung möglich?

Wie ich gehört habe — nein. Und nun, das Alles weiss diese Frau, und doch! Und ihr Bube weiss es natürlich auch, und freut sich doch darauf, eine ähnliche Reise mitzumachen!

Sie haben sie beim rechten Namen genannt, Herr Justizrath. Ja, das sind rechte Wasserratten.

Sie können es nicht unterlassen, gefahren muss sein. Merkwürdig!

Und da kommt mir nun — der Kukuk mag wissen, wie sie dran kommen — da kommt mir nun letzthin doch einer in einer unserer illustrirten Zeitungen daher, spricht vom Schlittschuhlaufen der Holländer und wie sie sich darin auszeichnen, leitet es aber mit folgendem Unsinn ein: „Während der Holländer sich fünfzigmal bedenkt, ehe er in einen Nachen, hundertmal, ehe er in einen Wagon steigt, bedenkt er sich keinen Augenblick, auf's Eis zu gehen." Was für ein gimpelhaftes Geschwätz! Es ist bei mir aber auch jetzt so weit gekommen, wenn ich irgendwo in einer unserer Zeitungen etwas über Holland finde, dann überschlage ich es jedesmal; denn gegen ein wahres Wort, bekommt man immer zehn Dummheiten oder Verlästerungen zu lesen. Ein Holländer sich vor dem Wasser scheuen?! — Nun, Sie haben es gehört. Aber nicht bloss von den Strandbewohnern gilt das, auch im Innern des Landes fürchtet sich niemand vor dem Wasser, im Gegentheil kann man z. B. den Kindern keine grössere Freude machen, als dass man mit ihnen in einem Nachen fährt, oder den älteren, dass man ihnen Erlaubniss giebt, sich einen Nachen zu miethen. Buben von zehn, zwölf Jahren schon sieht man da sich miteinander in einem Nachen auf den Kanälen und Flüssen herumtummeln; auch Damen kann man sehen, die allein, ohne Herren, vor ihren an einem See oder Fluss gelegenen Landhäusern auf und ab rudern. Und

im Segeln giebt es wohl keine grösseren Wagehälse, wie die Holländer. Ich habe mehr als einmal gesehen, dass sie bei starkem Winde mit vollen Segeln in einem kleinen Boote dahinfuhren, und zwar so, dass der Rand des Fahrzeugs auf der einen Seite eine Elle über dem Wasser, auf der andern Seite keine Hand breit darüber war, so dass man dachte, das Boot müsse jeden Augenblick umschlagen. Unsereiner stünde tausend Aengsten dabei aus. Kurzum, es ist nicht der Mühe werth, an eine so unsinnige Behauptung viel Worte zu verlieren. Es spricht ja schon von selbst, dass man sich da vor dem Wasser nicht scheuen kann, wo man nichts als Wasser um sich her sieht, dass man da von selbst damit vertraut werden muss.

Natürlich.

Ueberdiess hat das Wasser ja unstreitig etwas Anziehendes, Anlockendes, sogar das Meer. Wenigstens auf diejenigen, die an ihm wohnen, muss es einen unwiderstehlichen Reiz, eine magische Gewalt ausüben, dass sie sich so von ihm anziehen lassen, und, einmal von ihm gewonnen, sich zeitlebens nicht mehr von ihm trennen können. So sollte man doch denken, diejenigen, die Jahre lang alle Unbilden dieses Elements erfahren, so oft von seinen Launen wie ein Spielball hin und her geschleudert worden, so oft vor seinem gähnenden Rachen gestanden, die müssten, sobald es ihnen vergönnt ist, diesem tückischen, ungetreuen Wesen Valet zu sagen und ihre letzten Lebensjahre in Ruhe zu geniessen, ihm auf immer den Rücken zuwenden und sich fern von seinem Gewühl und Getose ein stilles, friedliches Asyl im Innern des Landes auf-

suchen. Aber nein! die alten Seerobben lässt das Meer zeitlebens nicht los. Als Säuglinge hat sie sein Rauschen in den Schlaf gewiegt, als Kinder haben sie an seinem Rande gespielt, als Knaben den Vater auf kleinen Küstenfahrten begleitet, als Schiffsjungen ihre erste grosse Reise darauf gemacht, als Leichtmatrosen und Vollmatrosen, oder, wofern sie eine *Kweekschool voor de Zeevaart*, ich will sagen, eine Navigationsschule besucht und das Steuermanns-Examen abgelegt haben, als Steuerleute und endlich als selbständige Führer eines Schiffes, als Kauffahrteikapitäne, dreissig, vierzig Jahre darauf herumgeschweift und manchen Rippenstoss von ihm erhalten, und am Abende ihres Lebens, wenn sie sich auch nicht ferner mit ihm zu befassen gedenken, lassen sie sich doch wieder in seiner nächsten Nähe nieder. In allen Hafen- und Seeplätzen findet man daher Reihen von Häusern, in welchen solche in Ruhestand versetzte Schiffskapitäne wohnen.

Ich glaube, wenn ich einmal meine Pension bekomme, dann setze ich keinen Fuss mehr in die Kanzlei und gucke sie auch gar nicht mehr an.

Ich auch nicht.

Und will auch kein Wort mehr hören von Allem, was darin vorgeht.

Dito! Diese alten Robben aber — die können es nicht aushalten, wenn sie nicht alle Tage eine Stunde in ihre alte Kanzlei hineingucken können, so wie sie auch das Segeln nie aufgeben.

Wie so?

Auf dem Trockenen nämlich, *maar niet op een droogje*, indem sie sich nämlich bei einem guten Glase Grog

ihre Reise- und Seeabenteuer erzählen. Das nennt man in Holland scherzweise ebenfalls *zeilen*, d. h. segeln. Dann geht's, wenn sie sich Abends entweder unter einander besuchen oder im Wirthshause treffen, wieder mit vollen Segeln nach Ost und West, *om de Kaap en om de Noord.* Da hört man von China und Japan, von Suriname und Californien sprechen, wie bei uns von Gablenberg und Gaisburg, und von einer Fahrt von Batavia nach Soerabaja und von Soerabaja nach Djocjocarta, die Tagereisen weit von einander liegen, als wäre das auch nur so ein Katzensprung, wie bei uns von Untertürkheim nach Obertürkheim, von Hedelfingen nach Wangen.

„Do könnet de Baure von de Dächer zu enander lange."

Freilich, wie sollten sich diese Leute auch sonst unterhalten, wenn nicht von See und Seegeschichten und mit ihren Fach- und Standesgenossen.

Sie sind wohl meist unverheirathet?

Wie so? Warum? Nein, die haben mehr Courage im Leibe, als Sie.

Ich dächte, sie hätten keine Zeit dazu.

Ach was! Zum Heirathen hat man immer Zeit genug, wenn's einem Ernst ist. Sie müssen sich nur nicht vorstellen, dass das Fahren so hitzig geht, dass man heute ein- und morgen wieder ausläuft.

Aber, wenn sie verheirathet sind und der junge Mann auf Reisen muss?

So gar jung sind sie in der Regel nicht, wenn sie sich verheirathen, es müsste denn sein, dass einer es

schon als Steuermann wagte. Ja, dann kann es freilich wohl einmal vorkommen, dass ein Schiff *voor vracht* von einem fremden Hafen zum andern fahrend, zwei bis drei Jahre hinter einander ausbleibt; aber das sind höchst seltene Fälle. In der Regel kommen die Kauffahrteischiffe alljährlich wieder nach Hause, und bleiben nach jeder Reise entweder nöthiger Reparaturen wegen oder aus Mangel an sofortiger Befrachtung ein paar Monate am *wal*, d. h. am Lande, am Pfahl, werden *opgelegd*, d. h. auf Nonactivität gestellt und abgetakelt, und die *equipage*, oder Bemannung, wird abgedankt. Diese kann sich dann wieder nach einem andern Engagement umsehen, der Kapitän aber und sein Generalstab, wenn sie verheirathet sind, widmen diese Zeit ihrer Familie, bis das Schiff wieder eine neue Reise antreten soll.

Aber der Generalstab? Woraus besteht der?

Aus dem Steuermann, dem Hofmeister, dem Koch, dem Doctor und einer Milchkuh.

Wie sagen Sie?

Ja, einer Milchkuh. Diese wird aber nur engagirt, wenn Passagiere an Bord sind und die Reise von Holland ausgeht. Ja, so heisst's regelmässig in den Zeitungsannoncen: Dieses oder jenes Schiff, nach Java bestimmt, liegt reisefertig zu Amsterdam oder Rotterdam, ist zur Aufnahme von Passagieren mit allem möglichen Comfort versehen, *varende tevens een geexamineerden scheepsdocter en eene melkgevende koe.*

Eine sonderbare Combination.

Ich habe das Glück gehabt, solch eine Kapitänsfamilie kennen zu lernen und zugleich Augenzeuge zu

sein von der Freude bei der Zurückkunft des Mannes nach einer ziemlich langen Abwesenheit. Es war in Amsterdam im Entrepotdok, wo das Schiff lag, und der Rheder des Schiffes, einer meiner Bekannten, hatte mich mitgenommen, um es mich sehen zu lassen. Gerade war auch die Frau des Kapitäns da angekommen. Das war eine Umarmung und eine Freude des Wiedersehens! Das machte alle seitherigen Sorgen und Entbehrungen wieder gut. Die Kapitänsfrauen, die sich in der Regel durch einen reinen Lebenswandel und die treueste Anhänglichkeit an Gatten und *kroost*, ich will sagen — Kinder auszeichnen, führen nämlich, während der Abwesenheit ihrer Männer, ein sehr stilles, eingezogenes Leben. Den kleinen Haushalt in grösstmöglicher Nettheit und Reinheit zu erhalten und die Sorge für ihre Kinder, ist ihr einziges Geschäft. All ihre sonstigen Gedanken sind, wie bei den Fischerfrauen, ebenfalls auf dem Meere, ihren Mann begleitend, und ihre Hauptlectüre darum auch diejenige Zeitung, worin die *zeetijdingen*, die Seeberichte, stehen, worin sie z. B. sieht, ob und wo das Schiff ihres Mannes *gepraaid* ist.

Was heisst das?

Ein Schiff *praaien* heisst einem Schiffe begegnen. Das heimgekehrte Schiff, das unterwegs ein auf der Ausfahrt begriffenes *gepraaid* hat, macht davon in der Zeitung Anzeige, mit Angabe des Datums und der Höhe, d. h. des Länge- und Breitegrades, unter welchem die Begegnung stattgefunden, woraus dann erstlich zu ersehen, dass das Schiff wenigstens damals noch am Leben war, und zweitens, wo es sich im Augenblicke *ten naaste bij*, ich will sagen — ungefähr

befindet, wenn nichts in die Quere gekommen, und drittens, ob es im Allgemeinen bis dahin eine gute oder eine schlechte, eine schnelle oder langsame Reise gehabt hat. Aber darin kann die gute Frau auch zu lesen bekommen, welch ein fürchterlicher Orkan an dem seiner Stürme wegen ohnehin schon so berüchtigten Vorgebirge der guten Hoffnung gewüthet habe, gerade zur Zeit, als ihr Mann es umsegeln musste, und dass dabei so viele Schiffe mit Mann und Maus untergegangen sind. Wer beschreibt dann die Angst der Gattin und Mutter, die lange Angst, die so lange dauert, bis sie die Nachricht von der glücklichen Ankunft des Schiffes an seinem Bestimmungsorte erhält. Bis dahin kann es aber oft Monate dauern, und so lange ist dann auch alle Ruhe dahin, indem ihr Tag und Nacht alle die Schreckensscenen gescheiterter oder von Sturzseen verschlungener Schiffe, wovon sie schon so oft hat erzählen hören, vor den Augen stehen. Auch hat sie ja wohl schon selbst einmal von den Dünen ihres Wohnortes aus ein Schiff untergehen, wohl gar eine Leiche an den Strand spülen sehen.

Da heisst es auch:

„Hangen und Bangen
In schwebender Pein."

Aber auch wieder:

„Himmelhoch Jauchzen,"

wenn das Schiff wieder glücklich zurückgekehrt ist, wenn sie, von seiner Ankunft benachrichtigt, nach

dem Landungsplatze und in die Arme ihres Mannes eilt. Das ist auch wieder eine Freude! Dann bleibt sie bei ihrem Manne am Bord des Schiffes, bis es ausgeladen ist, um, wenn auch die übrigen Geschäfte der Verantwortung, Abrechnung u. s. w. mit den Rhedern abgelaufen sind, mit ihm, der nun vorläufig ein paar Monate *aan wal* bleibt und die Aufsicht über die etwaigen Reparaturen des Schiffes vielleicht seinem ersten Steuermann übertragen, im Triumph nach Hause zu kehren. Da versammeln sich dann die Freunde und Bekannten zum Willkomm und die glückliche Frau bewirthet die Gäste mit all den Delicatessen, die ihr Mann von der Reise mitgebracht hat. Wer die bekannte Gastfreiheit der Holländer in ihrer vollen Blüthe sehen will, der muss in solche Häuser kommen, und wer den besten Thee, den besten Kaffee, den reinsten Rhum oder Cognac, den ächtesten Madera oder Constantia und die süssesten und die hitzigsten Leckerbissen der Tropenländer kosten will, der muss sie da versuchen; denn die sind an den Quellen selbst geholt. Drauf kramt sie auch die Geschenke aus, die der Mann ihr und den Freunden mitgebracht, und das Haus hat kaum Raum genug, um alle Gratulanten aufzunehmen. Die Häuser dieser Seemannsfamilien sind nämlich in der Regel nicht sehr geräumig und nur einstöckig. Der Seemann, der sich sein Leben lang in dem beschränkten Raume seiner Kajüte behelfen muss, hat auch auf dem Lande nicht viel Platz nöthig. Auch scheint's, als wolle er auch auf dem Lande seine Kajüte nicht entbehren. So kam es mir wenigstens in dem Hause dessen vor, von dem ich soeben sprach.

Er wohnte in Harlingen, an der Südersee. Ich begleitete nämlich diese Familie, weil meine Reise nach Friesland gerade mit der ihrigen zusammenfiel, bis an ihren Wohnort, um von da aus weiter nach Leeuwaarden zu reisen. Aber als wir in Harlingen ankamen, baten mich die guten Leute so herzlich, ich solle ihnen doch das Vergnügen schenken, den Rest des Tages bei ihnen, im Kreise ihrer Familie und Freunde, zuzubringen, dass ich es ihnen nicht abschlagen wollte. Sie wohnten in ihrem eigenen Hause, welches von aussen wie jedes andere Haus aussah, im Innern aber, wenn es keine so grossen Fenster gehabt hätte, eher einem Schiffe ähnlich gewesen wäre. Die Wohnstube wenigstens glich einer förmlichen Kajüte. Die an die Wand gezimmerte Bettstelle mit gründamastnen Vorhängen, die getäfelten Wände, mit glänzendem Oelanstrich versehen, die ebenfalls angestrichene Decke und der dito Boden — alles erinnerte daran, auch die vielen im Getäfel angebrachten Kästen; die ganze Wand schien hohl zu sein. Auch die Prunkartikel, deren Fülle dem Zimmer zugleich das Vorkommen eines Raritäten-Kabinets gab, verriethen deutlich genug des Bewohners Lebensweise und den seemännischen Geschmack. Da stand ein nussbaumener Glasschrank voll chinesischem und japanischem Porzellan, auf demselben dito Töpfe, sogenannte *pullen*, auf dem Ofengesimse prachtvolle Muscheln, ausgeblasene Straussenеier und die schönsten ausgestopften Tropenvögel, als Colibri's, Papageien u. s. w. unter *glasstolpen*, ich will sagen, Glasglocken; vor dem Sopha ein präparirtes Tigerfell von Java und unter dem Tische ein smyrnascher Tep-

pich. Oft sieht man in geringern Häusern, bei den Fischern, auch das zierlich geschnitzte Modell des Schiffes, das der Mann führt oder geführt hat, auf einem Secretär. Hier war es eine blosse Zeichnung, die inmitten anderer Kupferstiche, lauter Seeschlachten der alten Seelöwen de Ruiter, Tromp, Piet Hein u. s. w. vorstellend, an der Wand hing. Nachdem ich im Gasthofe mein Mittagessen und Nachtquartier bestellt, und den guten Leuten auf diese Weise eine Weile Zeit gelassen, sich noch einmal unter vier Augen einen rechtschaffenen Kuss, den Kuss des Willkommens unter eigenem Dache, zu geben, verfügte ich mich nach ihrem Hause. Da sah ich, wie die Frau, die meiner am Fenster gewartet zu haben schien, sobald sie meiner ansichtig wurde, indem sie zwischen der Ober- und Untergardine herauslugte, nach der Thüre eilte, um mich einzulassen. Es war eine ziemlich grosse, schlanke, etwas hagere Gestalt, ganz der friesländische Typus. Ihr sonst ernstes, beinahe strenges Auge blickte aber jetzt lauter Freundlichkeit. Ich höre noch den herzlichen Ton, womit sie die Thüre öffnete: „*kom binnen, Mijnheer!*" so wie auch die zwar rauhe und etwas heisere, aber biedere, treuherzige Stimme des Mannes, als er mich Platz zu nehmen bat: „*ga zitten, Mijnheer,*" und das zweite Wort war, indem er mir eine ächte Manillacigarre anbot: „*wat zal Mijnheer gebruiken?*" d. h. womit kann ich Ihnen aufwarten? Bereits stand nämlich ein kostbares japanisches Schenkblatt auf dem Tische nebst Gläsern und einigen Karaffinen der feinsten Liköre. Ich bekam den besten Platz am Fenster, das die Aussicht auf die Südersee

hatte, und mir gegenüber sassen Hand in Hand die glücklichen Eheleute.

Nun, Herr Justizrath, das Glück haben Sie ja auch wieder zu erwarten, wenn Sie jetzt, nach so langer Abwesenheit, wieder nach Hause kommen. Was wird die Frau Justizräthin eine Freude haben!

Ja, gut! — Aber lassen Sie mich ausreden. Ich wurde auch zum Mittagessen eingeladen, was ich aber ablehnte, weil ich auch noch von der Stadt, einem bedeutenden Handelsplatze, und von der nächsten Umgebung etwas sehen wollte. Aber der Einladung auf den Abend *tot een kopje thee*, zu einer Tasse Thee, folgte ich recht gerne. Da traf ich schon eine Gesellschaft von Freunden und Bekannten, auch sammt und sonders dem Seewesen angehörig, beisammen, die bereits am Umsegeln des Kaps waren. Denn unser Gastherr war gerade daran, von dem soeben genannten Orkane zu erzählen, und wie sie eines bekommenen Leks willen schon 6 Fuss Wasser im Schiff gehabt hätten und dem Versinken nahe gewesen seien, aber doch noch glücklich — *pompen of verzuipen!* — den Hafen von Georgetown hätten erreichen können. Und wie ein Wort das andere giebt, so gab auch jetzt ein Abenteuer das andere. Ich glaube nicht, dass ich jenen ganzen Abend zehn Worte gesprochen habe; aber ich hätte zehn Hände haben mögen, um Alles, was ich da vernahm, aufzuzeichnen. Denn das lautete noch ganz anders, als was man so in Reisebeschreibungen von Strandungsgeschichten und dergleichen liest. Das hatte hier alles Hände und Füsse, und zumal die Erzählung unseres Kapitäns, weil, was er am Detail vergass, von seinem zweiten Steuermann,

der auch in der Gesellschaft war, ergänzt wurde. Nun können Sie sich aber auch denken, was während dieser ganzen Erzählung im Herzen der guten Frau umgegangen, deren Auge bald mit dem Ausdrucke der Angst und des Entsetzens, bald mit Erstaunen und Bewunderung an den Lippen ihres Helden hing.

Das sind noch andere Erlebnisse, als das, was wir auf unseren Kanzleien erfahren.

Ja, das glaube ich auch, Herr Kameralverwalter.

Wiewohl einem auch da allerlei Absonderliches begegnen kann.

Wie so? Das wird was zu bedeuten haben.

Allerdings. Wissen Sie denn nicht, was letzthin dem Revisor Pfändle begegnet ist? — Denken Sie, dem ist letzthin, wie er vorm Nachhausegehen an seinem Arbeitstische die Schublade zuschliessen will und beim Umdrehen des Schlüssels, weil das Schloss ziemlich schwer geht, sich mehr als gewöhnlich anstrengt, auf einmal der Sitz seines Lehnsessels eingebrochen und zwar dergestalt, dass er nie wieder herausgekommen wäre, wenn der Aufwärter Stängele und ich ihm nicht herausgeholfen hätten. Das war aber keine kleine Arbeit, ihm wieder auf die Beine zu helfen, denn er wiegt gewiss seine zweihundert fünfzig Pfund. Wie schwer wiegen Sie, Herr Justizrath?

Das weiss ich nicht; geht Sie aber auch gar nichts an.

Und wie glücklich, dass ich noch zugegen war, als der Einbruch stattfand! Wäre es ein paar Minuten später geschehen — denn es war gerade zwölf Uhr — so hätte er ein paar Stunden da ausharren müssen, wie ein Fuchs in der Klemme. — Nicht so gut kam der

Kanzleirath Scheifele davon, der den Tag darauf seinen Fuss verstauchte, weil er, in der Meinung, er habe auf der Kanzleitreppe noch eine Stufe zu ersteigen, sein Bein zu hoch aufhob und ungeschickt niedersetzte. Das sind auch keine Kleinigkeiten! Er hinkte acht Tage lang.

Ja, das ist auch solch eine dürre Hopfenstange und so ein *stap-almachtig*, wie man im Holländischen sagt, solch ein Schreitaus und Hochstapeler, wie Sie, der auch immer die Beine aufhebt, als habe er über lauter Flammen zu schreiten. Dem ist recht geschehen.

Allerdings; ganz richtig, Herr Justizrath! denn er konnte ja den Boden sehen. Wenn das noch dem Pfändle und Seinesgleichen passirt wäre, die seit zehn Jahren den Boden unter ihren Füssen nicht mehr gesehen haben, dann wäre es noch verzeihlich.

VIII.

Jetzt aber will ich auch aus meinem Seemannsleben erzählen. Aber schenken Sie zuvor noch einmal gefälligst ein, Herr Kameralverwalter; ich muss mich zu der fatalen Reise erst gehörig vorbereiten.

Aha, jetzt kommt die — der Wein soll ein Präservativ sein, habe ich gehört.

Das heisst — so lange man ihn trinkt, hat man sie nicht.

Ich verstehe — so lange man ihn trinken kann, nicht wahr?

Richtig errathen! — Also, nachdem ich ein Schiff hatte vom Stapel laufen sehen — auch ein imposantes Schauspiel! — in meinem Hotel gespeist und nach Tisch ein Stündchen geschlafen hatte, begab ich mich allgemach hinaus an's Ypsilon, wie Sie sagen, trank in der „Neuen Stadtsherberge," wo man eine schöne Aussicht auf's IJ hat, eine Tasse Thee, bis es endlich Zeit wurde, mein *beurtschip* aufzusuchen und mich einzuschiffen. Ich suchte mir sogleich auf dem Verdeck ein bequemes Plätzchen aus, wozu der Kapitän selbst mir

behülflich war. „*Hier, Mijnheer*," sagte er, „*hier zitje goed en bent niemand in den weg*." Da sass ich also und freute mich der plötzlich eingetretenen Stille. Denn all das Getöse und Geschrei der Stadt nimmt, wie gesagt, augenblicklich ein Ende, sobald man nur drei Schritte vom Lande entfernt ist. Auf dem Wasser hört das Alles auf, und vernimmt man auch hie und da noch einzelne Laute, dann haben sie, auch die des rohesten Matrosen, vom Wasser zurückgegeben, als hätte die Welle sie abgespült, alle Rauhheit verloren, ja, ich möchte sagen, einen verklärten Ton angenommen. Um acht Uhr verliessen wir Amsterdam und hatten bald das prächtige Panorama hinter uns, das ich Ihnen soeben beschrieben habe; vor uns aber im Norden stand ein dunkles Gewölke, und den Tag über war es drückend heiss gewesen. Aber auf dem Wasser wehte nun eine angenehme, erfrischende Kühle. Darum blieb ich auf dem Verdecke bis spät in die Nacht. Auch konnte ich mich, wie zuvor am Anblick der untergehenden Sonne und der über Stadt und Rhede ausgegossenen Gluth, so jetzt an dem unermesslichen Sternenhimmel und der unendlichen See, auf der sich der Mond wie eine endlose Silbersäule wellenathmend spiegelte, nicht satt sehen. Dazu die tiefe, feierliche Stille, nur durch das Rauschen der am Bugspriet sich brechenden und an den Seiten des Schiffes hinstreichenden Wellen und durch die frommen Gesänge des Steuermanns unterbrochen. Aber im Norden wetterleuchtete es von Zeit zu Zeit. So ging's bis tief in die Nacht. Schon waren wir an den Küstenlichtern Nordhollands und an den Inseln Urk und Schokland vorbei und mitten in der Südersee,

da erhob sich auf einmal der Wind und ein uns begegnender Schiffer rief uns zu: „*maat, daar komt wat*, es ist etwas im Anzug." Und was kann das anders sein, dachte ich bei mir selbst, als Sturm? Denn an das Ungewitter, das im Norden stand, dachte ich nicht; das, meinte ich, sei schon lange vorbei, weil in Holland die Gewitter gewöhnlich aus Süden kommen und nach Norden ziehn. Ich befragte den Kapitän und erhielt den kurzen Bescheid, der mich auch nicht besonders erbaute: „*het heeft al lang gebroeid, Mijnheer*," d. h. es hat schon lange gebrütet, gedroht. Indessen zündete doch der Kapitän mit all der diesen Leuten eigenen Gemüthsruhe sein kurzes Pfeifchen an und ging hinab in die Kajüte, nachdem er zuvor noch den Kopf aus der Luke gestreckt und nach allen vier Winden umgedreht hatte, hinterliess aber dem Steuermann die Weisung, ihm zu rufen, wenn es Zeit sei. Dieser setzte, während Kopf und Augen so regelmässig, wie der Pendel einer Uhr, vom Bugspriet nach dem Wimpel des grossen Mastes und wieder hinab nach dem Bugspriet sich bewegten, und indem er ebenso regelmässig auch von Zeit zu Zeit seinen Kopf horizontal umdrehte, wie der Kukuk einer Schwarzwälder Uhr, um über die Verschanzung zu spucken — denn er kaute Tabak — nach wie vor seine frommen Gesänge fort. Frömmigkeit ist nämlich ein Hauptzug im Charakter dieser Leute. So zäh und unbeugsam ihr Muth ist im Kampfe mit den Elementen, ebenso demüthig beugt sich ihr einfaches Gemüth vor dem Allerhöchsten, der da, wo Steuer unnütz ist und Steurer, allein noch retten kann.

Gerade wie bei unseren Bergleuten.

Nicht lange, da verhüllte sich der Mond, finstere Wetterwolken zogen über unserem Haupte hin, das Rollen des Donners liess sich stärker und stärker vernehmen, furchtbare Blitze schlängelten sich am pechschwarzen Horizonte hin, und bald kräuselte sich das Meer unheimlich unter den Windstössen, die jetzt von allen Seiten zu kommen schienen. Da kam der Kapitän wieder auf's Verdeck, die Matrosen zogen schnell die Segel ein, und das Schiff krachte und schwankte unruhig herüber und hinüber, als schüttle es ärgerlich den Kopf, dass es in seinem ruhigen, gravitätischen Gange gestört werde. Nun aber begann es mir bei dem Schwanken des Schiffes wunderlich im Magen zu werden, und auf die Frage des Kapitäns: „*scheelt er wat aan, Mijnheer?* fehlt Ihnen etwas, *je kijkt zoo raar; gaat naar beneden,*" konnte ich schon nicht mehr antworten. Im Anfang unserer Reise war der übermüthige Wunsch in mir aufgestiegen, es könnte, damit es doch einer Seereise ähnlicher sehe, wohl auch etwas lebhafter zugehen; denn es schien anfangs, als kämen wir gar nicht von der Stelle. Wie sollte ich jetzt meinen frevelhaften Wunsch so gründlich zu bereuen bekommen! Denn jetzt fing die Lebhaftigkeit von innen und von aussen an, in einem Augenblick. Ich musste mich eilends in die Kajüte flüchten. Draussen brach auf einmal ein fürchterliches Donnerwetter über uns los und — in meinem Magen die Seekrankheit. Da lag ich. Ich weiss nämlich nur noch das davon, dass ich wie ein Betrunkener in einer Ecke auf dem Boden gelegen habe. Was mit unserem Schiffe geschehen ist und ob es draussen geregnet oder gehagelt hat, von dem Allen weiss ich

nichts. Kurzum, es ist ein scheuslicher Zustand, körperlich sowohl als geistig, worin es einem ganz gleichgültig wäre, wenn man einen auch *zóó maar*, ich will sagen, mir nichts dir nichts, bei Händen und Füssen packte und über Bord würfe. Man würde sich nicht wehren, auch wenn man dazu im Stande wäre. Ausser mir befand sich noch die Frau des Kapitäns in der Kajüte und ein friesisches Bauernmädchen, ein wunderschönes Kind.

So? Das haben Sie also doch noch sehen können? Dann kann's doch mit dem Uebelbefinden so schlimm nicht gewesen sein.

Da, Herr Inspector, da hören Sie wieder den Philister. Musste ich denn warten sie anzusehen, bis ich sie nicht mehr sehen konnte. Ja Sie, verstockter Weiberfeind, Sie hätten sie vielleicht nicht gesehen. Nein, ich habe gleich anfangs eine Unterhaltung mit ihr anknüpfen wollen, um dieses oder jenes von ihrem Lande zu vernehmen, konnte sie aber nicht zum Plaudern bringen. Sei's, dass sie mich, mein gebrochenes Holländisch, nicht verstehen konnte, sei's, dass sie mit dem Fremden nichts zu schaffen haben wollte — kurz, ich bekam nur kurzen Bescheid und konnte ihrem schönen, feinbeschnittenen Mäulchen kein Lächeln abgewinnen.

Das wäre Ihnen vielleicht auf Ihrer ersten Reise eher gelungen.

Vielleicht; vielleicht aber auch nicht.

Warum?

Oder vielleicht noch weniger. Ein Mädchen geringeren Standes hat sich in Holland jungen Männern gegenüber immer sehr zurückhaltend zu benehmen, wenn sie sich nicht der Gefahr aussetzen will, allerlei läp-

pisches, ja wohl gar zweideutiges Geschwätz anhören zu müssen. So anständig junge Leute sich dort im Umgange mit Mädchen ihres Standes zu betragen wissen, ebenso unschicklich und rücksichtslos sieht man sehr oft dieselben Bürschchen sich gegen Mädchen geringeren Standes benehmen. Anstatt in einem jeden anständigen, sittsamen Mädchen, sie mag angehören, welchem Stande sie wolle, das weibliche Geschlecht zu ehren, glauben diese Herrchen — so habe ich es wenigstens von Studenten mehr als einmal bemerkt — sich gegen geringere Mädchen Alles erlauben zu dürfen. Nun hätte freilich meine Reisegefährtin mir leicht ansehen können —

Dass Sie kein Student mehr seien.

Versteht sich. Und dass ich sie nicht zum Besten haben wolle. Dessenungeachtet sah sie doch stets ernst und kalt aus ihren dunkelblauen Augen, und begab sich auch bald hinunter in die Kajüte. Ich habe übrigens auch sonst in Holland nirgends unter dergleichen Mädchen die lachenden Schelmenaugen gesehen, wie man sie wohl bei uns findet, die einen freundlichen Blick auch gerne erwiedern und einen zum Plaudern gleichsam herausfordern.

Aus der Unterhaltung wurde also nichts.

Nein. Ich werde aber wahrscheinlich auch nicht viel dabei verloren haben.

Wie so, Herr Justizrath?

Weil in Holland bei den Frauen und Mädchen der niederen Stände überhaupt nicht viel Unterhaltung zu finden ist. Es mögen allerdings verständige, brave, solide, fleissige und haushälterische Wesen sein, aber

Witz und Phantasie sind in diesen Regionen so dünn gesät, dass von Poesie bei ihnen nichts anzubringen ist. So fuhr ich einmal von Amsterdam nach Weesp mit einem Ziehboot, in welchem sich auch drei, anscheinend dem Bürgerstande an gehörige Mädchen befanden, und wollte mit einer derselben ebenfalls ein Gespräch anknüpfen, und weil sie trotz des ziemlich kühlen Wetters — es war im Monat April — schon ganz sommerlich, in Weiss, gekleidet war, redete ich die, welche die lebhafteste und gesprächigste zu sein schien, als sie aus der Kajüte heraustrat und beim Steuerruder Platz nehmen wollte, mit den Worten an: „Schon Frühlingskleider, Fräulein? — Freilich, die Frauen und der ewige Frühling!" — Da hätten Sie sehen sollen, was für ein sonderbares, confuses Gesicht das Kind machte, und auch die andern, die ihr gefolgt waren. Bei uns hätte ein lustiges Kleidermamsellchen oder ein aufgewecktes Stubenmädchen leicht etwas vom Frühling, den sie im Herzen trage, oder so etwas, drauf geantwortet. Meine drei Grazien dagegen wussten nichts meiner poetischen Floskel Entsprechendes in ihrem Köpfchen aufzutreiben, und schienen sogar durch meine Anrede so verdutzt und eingeschüchtert zu sein, dass ich auf Alles, was ich in diesem Tone ferner sprach, entweder nichts zur Antwort bekam, oder ein blosses: „*zou U denken, Mijnheer?*"

Eine angenehme Unterhaltung, möchte ich sagen.

Und doch, Herr Inspector; ich habe mich doch ein ganzes Stündchen recht angenehm mit diesen Mädchen unterhalten. Sobald ich nur zur ebenen Erde blieb, ihnen von Deutschland erzählte oder mich nach ihrem

Lande erkundigte, bekam ich immer recht gescheite Antworten und waren die Zünglein stets bereit, einander zu Hülfe zn kommen, schlug ich aber, wie gesagt, nur einen Augenblick wieder den Ton ritterlicher Courtoisie gegen meine Damen an, dann begann auch sogleich das alte Lied wieder: „*zou U denken, Mijnheer?*" oder, was noch ärger war: „*wat b'lieft U, Mijnheer?*" dann konnte ich meinen reizenden Gallimathias, meine Phrasen-Bonbons ihnen selbst auseinanderwickeln. Mit den dortigen Bauernmädchen aber lässt sich vollends nichts anfangen, man müsste denn nach Butter und Käse, nach Hühnern und Eiern fragen; von Herzens-Angelegenheiten scheinen die so wenig zu wissen, als ihre Kühe. Aber — um zu meiner Friesländerin zurückzukehren — Eines muss ich ihr doch zum Ruhme nachsagen, dass sie keinen Anstand genommen, mit der Frau des Kapitäns wahre Samaritanerdienste an mir zu verrichten. Denn sonst würden meine Kleider schändlich verdorben sein.

Aber — von Schelmenaugen gesprochen — wer weiss, was für Schelmenaugen ihre Samaritanerin gemacht hat, als sie den soeben noch so reizenden Schmunzler nun als einen „bleichen, hohlwangigen Werther" durch die Luke in die Kajüte herabrutschen sah, den sentimentalen Schwärmer im Mondschein nun mit allen Symptomen der Verzweiflung —

Ach, machen Sie keine schlechten Witze! Von solchen Dingen haben Sie keinen Begriff.

Mich verlangt auch gar nicht damit bekannt zu werden; Sie gewiss auch nicht, Herr Inspector? Die Seekrankheit kann mir —

Die meine ich nicht; von Naturschönheiten, meine ich.

Und schalkhaften Bauernmädchen? Das müsste die Frau Justizräthin hören! Warten Sie!

Ach, dummes Zeug! Bleiben wir bei der Sache. Da lag ich also jämmerlich.

„Ein aufgegebner Mann.“

Ja, ganz so, wie es in Schiller heisst:

Da lag ich
Wehrlos, ein aufgegebner Mann — nicht hofft' ich,
Das frohe Licht der Sonne mehr zu sehn
Der Gattin und der Kinder liebes Antlitz,
Und trostlos blickt' ich in —

„Die Wasserwüste.“

Nein, in den — etcetera.

Ich weiss schon. Aber, Herr Inspector, ist's nicht interessant, den Herrn Justizrath erzählen zu hören? Der Herr Justizrath wissen einen immer so recht in die schönsten Umgebungen und Situationen hineinzuversetzen, zuerst in Leiden in die engen Gassen und jetzt —

Natürlich, und zwar einzig und allein, um auch Ihrem Geschmacke gerecht zu werden. Denn von Gemälden z. B. oder schmucken Bauernmädchen wollen Sie ja nichts hören. Aber jedem das Seine, also —

Danke schön. Sie haben aber Recht, an Ihnen ist wirklich ein Maler verloren gegangen, und zwar einer von denjenigen niederländischen, von denen sie soeben gesprochen haben.

Wohl möglich, und dann würde ich jedenfalls Sie zur Stafage meiner Bilder gewählt haben.

Sehr viel Ehre! Aber fahren Sie jetzt gefälligst fort. Ich möchte Sie doch nicht gerne länger in der so schön beschriebenen Situation sehen, trostlos blickend in den —. Wie ging's weiter?

Früh Morgens um sechs Uhr erreichten wir wohlbehalten, ich aber jedenfalls mehr einer Leiche, als einem Menschen ähnlich, den Hafen von Lemmer in Friesland.

Und damit hatte aber auch die Seekrankheit ihr Ende erreicht, nicht wahr?

Ja, beinahe unmittelbar. Sobald man nur wieder festen Boden unter sich hat, ist es vorüber; und ein paar Tassen starken Kaffee's brachten mich wieder in den *status quo ante.*

Nun, das war eine gute Magenkur und ersparte Ihnen den *tartarus emeticus.*

Allerdings, benahm mir aber doch die Lust, meine Entdeckungsreisen an den Südseeküsten fortzusetzen. Statt also Harlingen, den Helder u. s. w. zu besuchen oder anzuthun, wie die Holländer sagen, fuhr ich sogleich noch am Nachmittage desselbigen Tages wieder nach Amsterdam zurück, und zwar jetzt auf einem Dampfschiff.

Also doch wieder zur See?

Ja, aber jetzt ging's besser. Wir hatten das herrlichste Wetter von der Welt, und die Fahrt dauerte jetzt nur ein paar Stunden. Da fühlte ich nicht die geringste Anwandlung von Seekrankheit und auch von den übrigen zahlreichen Passagieren niemand, ausser einem kleinen Kinde. Merkwürdig! ein Kind von ungefähr anderthalb Jahren war bei völliger Windstille seekrank von Anfang bis zu Ende; ein Kind, das Stun-

den lang in der Wiege hin- und hergerüttelt wird und dabei ruhig einschläft, dem wird übel, wo es nicht den hundertsten Theil der Bewegung empfindet.

Sonderbar! Daraus sollte man also doch in der That ableiten dürfen, was ich einmal habe behaupten hören, dass man diese Krankheit schon von der Seeluft, ja sogar schon vom Anblicke der See bekommen könne?

Keines von beiden; das sind — mit Ihrer Erlaubniss — Märchen.

Doch, ich habe es gehört; Sie, Herr Inspector?

Verzeihen Sie, ich möchte es auch mit dem Herrn Justizrath in Zweifel ziehen. Es ist doch etwas stark.

Und doch, Herr Justizrath, ich versichere Sie, ich —

Nun meinetwegen; aber wie gesagt, ich habe nie etwas davon gehört. Jedoch, halt! — da fällt mir doch etwas ein, ja, was sogar noch stärker ist. Sie können doch Recht haben. Unser Maier-Hirsch, der Doctor — Sie kennen ihn — der will die Seekrankheit auch einmal gehabt haben, und behauptet steif und fest, er habe sie dem Anblick eines Achenbach'schen Sturmes zu danken gehabt. Ist das nicht noch stärker? Ja seit der Zeit sei schon eine wogende See von Gudin, wenn er ihr zu nahe komme, im Stande, eine leise Anwandlung von Uebelkeit in ihm zu erwecken.

Warum nicht gar!

Noch auf der letzten *Tentoon*stellung, ich will sagen — Gemälde-Ausstellung habe ich bemerkt, dass er, wenn er an ein Seestück kam, jedesmal schnell vorüberging, oder wenigstens seine Hosenschnalle fester anzog.

Warum?

Das Schnüren des Leibes soll ein Präservativ gegen die Seekrankheit sein.

Ach was! Sie halten uns zum Besten.

Nein, wirklich; auch mich wandelt dabei jedesmal ein unheimliches Gefühl an. Das thut die Einbildungskraft, Ihre Ideenassociation.

Nun, wenn das wahr ist! Wiewohl die Einbildungskraft — man kann ja vor lauter Einbildung seinen Hut vor einer ausgestopften Fledermaus aufsetzen.

Darum — also! Habe ich doch unlängst etwas noch Unbegreiflicheres in einer holländischen Zeitung gelesen, dass sich nämlich eine Dame an einer Koekoek'schen, oder, wie Sie sagen, Kökökschen Sommerlandschaft von wegen der Intensität des Sonnenscheins den Teint total verdorben und die fatalen Sommer*sproeten*, ich will sagen — Sommersprossen geholt habe.

Warum nicht gar den Sonnenstich! Hab' ich es nicht gedacht, dass Sie uns einen Bären aufbinden wollen.

Und einem älteren Herrn, der sich einer Schelfhout'schen Winterlandschaft zu nahe gesetzt und sich allzu sehr in sie vertieft habe, sei der grosse Zehen am linken Fuss erfroren.

Aber ich versichere Ihnen, Herr Justizrath, ich habe es gehört, wenigstens das von der Seeluft.

Wohl möglich; aber erzählen Sie es fortan nicht mehr, es ist nicht wahr. Aber — um wieder auf die Südersee zurückzukommen —

So? Sind Sie noch nicht genug gewitzigt?

Mehr als genug. Aber ich muss Ihnen doch noch sagen, dass diese See von wegen der Seekrankheit

berüchtigt ist, indem selbst Leute von vieljähriger Seepraxis, die sonst auf offenem Meere von dieser Krankheit nichts mehr zu leiden haben, wenn sie auf die Südersee kommen, davon ergriffen werden.

Sonderbar! Wie kommt das?

Man schreibt es ihrem kürzeren Wellenschlage zu.

Giebt's denn kein Mittel dagegen?

Kein einziges. Man kann Alles ihr zu Liebe thun und Alles ihr zu Liebe lassen und, wie der Maier-Hirsch, seine Hosenschnalle so straff anziehen, wie man will — es ist und bleibt ein malitiöses Wesen; das eine versöhnt sie so wenig, wie das andere.

Zum Glück ist sie nicht gefährlich, wie ich mir habe sagen lassen.

Das heisst, nicht lebensgefährlich, Herr Inspector, aber sonst —

Wie so?

Man hat mir doch in Holland, während meines zweiten Aufenthalts daselbst, erzählt, dass sie den verstorbenen Herzog B e r n h a r d von Sachsen-Weimar, General in holländischen Diensten, ein Auge gekostet habe, auf seiner Rückreise von Amerika.

Wie kam das?

Durch die Anstrengung beim Erbrechen sprang ihm eine Ader im Auge, das Blut ergoss sich in die Pupille und weg war das Gesicht.

Was, dieser Herr?

Ja; haben Sie ihn gekannt?

Gewiss. Er besuchte Dresden einmal. Ich war aber damals noch ein kleiner Knabe. Aber was, diese Heroengestalt? Nun, wenn diese Krankheit solche Consti-

tutionen dergestalt angreifen und zurichten kann, dann möchte am Ende von mir gar nichts übrig geblieben sein. Dann habe ich also von Glück zu sagen.

Und Sie auch, Herr Justizrath.

Ich? — Ich habe sie ja gehabt, *in folio.*

Ja, aber dass Sie so gut davon gekommen sind. Wie leicht hätte bei Ihnen auch etwas bersten können.

Ach was! *flauwiteit!* Das geschieht auch nicht alle Tage. Aber diese verdammte Krankheit ist es doch, die mich abhält, nach England hinüberzugehen. Ich möchte sonst London so gerne einmal besuchen. Aber es giebt eben kein anderes Mittel hinüberzukommen, als zu Schiffe.

Mit einem Luftballon, Herr Justizrath, mit dem Herrn Nadar und C°.

Den überlasse ich Ihnen, Herr Landsmann. Sie sind wie zum Fliegen gemacht, ich nicht.

Danke schön! Mich verlangt gar nicht nach London. Ich denke an unsern Schneider von Ulm:

„Der Schneider von Ulm, der hat's Fliegen probirt,
Da hat ihn der Teufel in d' Donau 'neingführt."

Und dass ich nicht dazu tauge, das habe ich erfahren, als ich noch nicht die Hälfte der Höhe erreicht hatte.

Wie so, Herr Justizrath?

Was schwindlig werden heisst, davon weiss ich auch eine Geschichte zu erzählen, die mir ebenfalls in Holland passirt ist. Darum bleiben wir ruhig hier auf unserem Continent.

Aber was war das, Herr Justizrath?

Ja, solch ein Aëronaut — der muss auch *aes triplex*

circum pectus, eine Courage von Stahl und Eisen haben. Gerade als ich zum zweitenmale in Holland war, habe ich daselbst auch einen Luftballon aufsteigen sehen, und zwar so, auf einem Standpunkte, wie ich es in meinem Leben nicht wieder erleben werde, habe zugleich aber auch einen Schrecken dabei ausgestanden, der nicht allein einen Pendant zu ihrer Kröten- und Spinnengeschichte bilden, sondern sie noch weit übertreffen dürfte.

Ei? Mich verlangt —

Wie so, Herr Justizrath?

Für's erste, was den seltenen Standpunkt betrifft, den ich dabei einnahm, so müssen Sie wissen, dass ich mich zwischen dem Erdboden und dem Luftballon befand, von beiden zo ziemlich gleichweit entfernt.

Und zwar? — Auf einem Berge?

War ich dann etwa nicht auf dem Erdboden?

Auf einem Thurme wahrscheinlich?

Aufzuwarten, Herr Inspector; ja auf dem Thurme des Utrechter Doms.

Den kenne ich aus Abbildungen; das muss ein ziemlich hoher Thurm sein.

Der höchste in Holland; wenn ich nicht irre, ist er 330 Fuss hoch. Man hat nicht weniger als 500 Stufen zu ersteigen, anfangs steinerne, dann hölzerne und am Ende geht's, um auf den dritten Umgang zu kommen, gar an Leitern hinauf. Keine Kleinigkeit! Ich war damals zu solchen Parforcetouren noch aufgelegter als jetzt, aber es war auch damals kein Spass; es kostete manchen Schweisstropfen, und die Kniee! die Kniee!

Das weiss ich, Herr Justizrath; ich muss so oft auf

unseren Thürmen herumklettern, wenn Reparaturen vorzunehmen sind. Das senkrechte Steigen ist äusserst ermüdend. Ich habe vorgestern noch eine Probe davon erfahren, indem ich den Dom in Köln bestiegen habe. Die Herren sind doch wohl auch einmal droben gewesen?

Auf dem Dom? — bitte.

Sie auch nicht, Herr Kameralverwalter?

Nein.

Das ist Schade. Man sollte es doch eigentlich nicht versäumen. Die Mühe des Ersteigens wird durch die entzückende Aussicht, die man oben hat, doppelt, ja ich möchte sagen, dreifach belohnt. Freilich sind es zweihundert dreiundvierzig Stufen!

Und wenn man soeben vom Niederwald oder vom Ehrenbreitstein oder Drachenfels gekommen, kann man dann auf dem Dom noch etwas Schöneres zu erwarten haben?

An Aussicht freilich nicht, aber an — Einsicht, wenn ich so sagen darf.

Wie so?

Indem man von dem inneren Chorumgang aus das Innere der Kirche nun auch von oben herab übersieht. Dadurch gewinnt man auf's Neue und — ich möchte sagen, noch eindringlicher — die Ueberzeugung von der Grossartigkeit des Riesenbaues; denn so, gleichsam aus der Vogelperspective gesehen, kommt einem der Dom noch viel grösser vor. Und hat man diesen Eindruck gewonnen, dann nimmt man leicht auch den Spaziergang auf dem Umgang an der Aussenseite des Chores mit, wo man unter den Strebepfeilern von Stein-

laubwerk hinwandelnd, das schöne Panorama von den Bergschen Höhen bis zum Siebengebirge vor sich hat und zu seinen Füssen Köln und Deutz und den silberblanken Rhein. Ich darf Ihnen versichern, auch wenn man soeben vom Drachenfels gekommen, noch immer eine entzückende Aussicht.

Was muss das aber erst eine Aussicht werden auf den Thürmen, die noch ein paar hundert Fuss höher werden. Die müssen ja eine Höhe von fünfhundert Fuss erreichen.

Vierhundert vierundsiebzig, Herr Justizrath, ist die genaue Zahl.

Ich meinte auch fünfhundert; so habe ich immer sagen hören.

Ja, Herr Kameralverwalter, so sagt man gewöhnlich, der Kürze halber, oder weil die runde Zahl leichter zu behalten ist.

Nun, dann hätte ich sie, um das Behalten noch mehr zu erleichtern, auch noch um achtzig Fuss höher gemacht.

Warum, Herr Kameralverwalter? Sie bekommen doch schon eine anständige Höhe; auch so werden sie die höchsten Bauwerke der Erde.

Aber 555 wäre doch noch leichter zu behalten. So haben wir ja auch auf der Schule immer gelernt: Cyrus 555, Pericles 444, und Alexander der Grosse 333. Dann wäre der zu Utrecht Alexander, der in Köln Cyrus, und wer müsste dann Pericles sein?

Das wäre der Strassburger, und da trifft die Zahl auch ganz genau zu; der hat gerade eine Höhe von vierhundert vierundvierzig Fuss.

Nun, so schreiben Sie an den Dombaumeister, vielleicht hilft's; vornehmlich, wenn Sie auch die Gründe dabei angeben, warum Sie sie gerne so hoch haben wollen.

Ja, ich habe doch auch ein Wort mitzusprechen; ich bezahle ja dem Dombau-Verein auch jährlich meinen blanken Thaler.

Aber *alle gekheid op een stokje*, sagen die Holländer, Scherz bei Seite! — ich möchte es doch noch gerne erleben, dieses Prachtwerk vollendet zu sehen.

Wäre es auch nur des langen Lebens willen, nicht wahr?

Auch das! — Das wird aber noch eine gute Weile anstehen.

Nun — dann um so besser.

Und noch ein Heidengeld kosten.

So, wie jetzt daran gearbeitet wird, Herr Justizrath, kann es noch etwa zwanzig Jahre dauern; bei reicherm Zufluss an Baumitteln könnte er aber schon in zwölf Jahren fertig werden.

Was muss er denn noch kosten?

Noch ein paar Millionen Thaler, Herr Kameralverwalter.

Nun, ist das nicht eine horrende Summe? Und was hat er nicht bereits schon gekostet!

Wenn er fertig dasteht, der ganze Dom mit beiden Thürmen bis zu den wuchtigen Laubkronen hinauf, dann ist's ein Gebäude von zehn Millionen Gulden, ungerechnet, was er vor der Restauration, in früheren Jahrhunderten, gekostet hat.

Aber, wenn der letzte Stein droben ist, Herr Inspec-

tor, wenn er einmal vom Kopf bis zu den Füssen fertig dasteht —

Und seine beiden Fühlhörner herausstreckt.

Was meinen Sie damit, Herr Kameralverwalter?

Gewiss wieder eine Barbarei. Ich sehe es ihm schon am Gesicht an.

Nun, dann kann ich es auch für mich behalten.

Bitte, Herr Kameralverwalter, was wollten Sie sagen?

Ich wollte sagen, dass es beim Dom viel darauf ankommt, welchen Standpunkt man sich bei seiner Betrachtung wählt.

Aber wie so?

Dass es mich, so oft ich ihn von der Brücke aus betrachte, immer bedünken will, als ob er mit seinen stachlichten, dornichten Auswüchsen viele Aehnlichkeit hätte mit jenen krausborstigen Ungeheuern der Vorwelt, mit einer antidiluvianischen Riesenschnecke, die da liege und mit der Zeit auch noch ihre Fühlhörner, die Thürme, herausstrecken werde.

Habe ich's nicht gesagt? Mit Ihren Profanationen! Ich möchte doch wissen, was Ihnen Respect einflössen könnte. — Unser Ulmer Münster, Herr Inspector, das ist auch ein Koloss! Den kennen Sie gewiss auch?

Dass heisst, aus Zeichnungen und Grundrissen. Ich bin nie in Würtemberg gewesen, aber ich weiss, dass es die grösste deutsche Kirche ist. Wie viel ihr Quadratgehalt beträgt, das fällt mir jetzt nicht ein, aber, wie Sie wissen, hat man berechnet, dass sie, gedrängt voll, wenn Mann an Mann stünde, mehr als achtundzwanzig tausend Menschen fassen könnte. Indessen hat sie den grossartigen Chor des Kölner Doms nicht,

und auch kein Querschiff. In dieser Hinsicht steht sie unter diesem. Auch mag sie, wenigstens nach den Zeichnungen zu urtheilen, ein etwas schwerfälliges, düsteres und gedrücktes Aussehen haben.

Von aussen, ja, aber von innen nicht; da erscheint sie leicht, hell und aufstrebend. Sie soll ja auch, das müssen Sie am besten wissen, ein Muster gothischer Bauart sein.

Allerdings, unstreitig.

Und kennen Sie auch die Steinbildnerei und die Holzschnitzkunst, womit sie ausgeschmückt ist?

Ja gewiss, Herr Justizrath.

Z. B. das Sacramentshaus, der Taufstein, der Weihwasserkessel, die Kanzeltreppe — das sind prächtige Gebilde der Steinmetzkunst.

Und das Chorgestühl, wenn ich mich recht erinnere.

Ebenfalls; ein Werk der Holzschneider Syrlin. Ja, diese Brustbilder von heidnischen Weisen, von Aposteln und Heiligen, von Sibyllen und alttestamentlichen Frauen sind prachtvoll, voll Wahrheit, Leben, Schönheit und Anmuth.

Welche sich besonders auch am Untertheile der Sitze und an den Lehnen verräth, nicht wahr?

Dachte ich es nicht? Dachte ich es nicht gleich, Sie würden auch hier wieder einen Ihnen angemessenen Standpunkt auffinden?

Was meinen der Herr Kameralverwalter mit — wiewohl, ich ahne es schon, das sind —

Er meint die neckischen Winke am Untertheile der Sitze und an den Lehnen, die auf den Geist der Zeit und die Sitten des Klerus anspielen. Mein Herr Lands-

mann hält sich eben immer, wie seine Käfer, am liebsten in den dunkeln, dumpfigen Regionen auf. Wo Andere ihre Blicke an der Erhabenheit und Harmonie der Architectur oder an den wundervollen Gebilden der Sculptur und Malerkunst weiden lassen, da kriecht er unter Stühle und Bänke nach dem, was seines Geschmackes ist, und ersteigen wir die hohen Münster, dann schleicht er hinten herum und sucht sich seinen entomologischen Standpunkt. Nun — *elk zijn meug*, sagt der Holländer, *chaqu'un à son goût*.

Der Thurm Ihres Ulmer Münsters würde, wenn er vollendet wäre, den in Köln noch um mehrere Fuss überragen.

Das müsste auch eine Aussicht geben, wenigstens nach Süden, bis an die Schweizer und Tyroler Alpen. Auf dem Dom zu Utrecht aber hat man sie gleich frei nach allen Himmelsgegenden. Da hat man wirklich ein Panorama im vollsten Sinne des Worts. Denken Sie sich Holland, das Land ohne Berge, eine endlose Scheibe, und in der Mitte derselben einen dreihundert Fuss hohen Kegel und auf der Spitze desselben —

Der Hahn.

Ach, still doch! — da steht man. Welch eine Aussicht!

Das will ich glauben.

Nur muss man, wenn man sich nicht sehr starker Nerven zu erfreuen hat, nicht thun, was ich gethan habe, nämlich nicht über die steinerne Brustwehr senkrecht hinabsehen wollen! Dadurch verdirbt man sich das ganze Vergnügen. So ist es wenigstens mir gegangen.

Wie so, Herr Justizrath?

Es überläuft mich noch, wenn ich daran denke. Ich musste mich augenblicklich zurückziehen; der Blick

senkrecht in die Tiefe hinunter ist sinnverwirrend, besinnungsraubend. Andern Besuchern, die mit mir droben waren, ging es ebenso.

Aber das fernere Vergnügen benehmen — wie so?

Weil man des empfangenen Eindrucks, indem es einem vorkommt, als neige sich der Thurm mit einem vorüber und wolle umfallen, nicht mehr erwehren kann. Man kann ihn nicht verwinden; auch wenn man zurückgetreten ist und sich mit dem Rücken an die Mauer stemmt, hat man noch immer das Gefühl, als neige sich der Thurm vorüber. Zum Glücke hatte ich bereits eine geraume Zeit der entzückenden Aussicht genossen und die Zinne zweimal, dreimal umwandelt, auch zuvor noch, wie gesagt, das seltsame Schauspiel erlebt, dass ein Luftballon neben uns heraufstieg. Auch eine sonderbare, unheimliche Erscheinung. Ein Mädchen, das in meiner Nähe stand, verkroch sich hinter mich, als das bauchige Ungeheuer da pfeilschnell heraufkam, als fürchte sie, von ihm mitgenommen zu werden. Der Ballon strich so nahe an uns vorüber, dass wir dem Wagehals in seinem Korbe hätten zurufen können. Es war jener Julio, der auch hier, als er hoch über unserm Haupte war, aus seinem Korbe stieg, sich an einer Strickleiter herabliess und — denken Sie sich — an zwei Seilen mit eisernen Ringen die gewöhnlichen gymnastischen Künste machte!

Pfui! Man sollte solche halsbrechende, ruchlose Dinge polizeilich verbieten.

Ja, es ist ein Anblick zum Entsetzen, und zwar ein um so entsetzlicherer, als man selbst so hoch steht, wenn man, dessen mit Schaudern sich bewusst, einen

andern noch weit, weit über sich in solcher Gefahr schweben sieht.

Das lässt sich denken.

Und nun, voll dieses schauderhaften Eindrucks, folge ich unglücklicher Weise dem Beispiele eines neben mir Stehenden und biege mich auch über die Lehne, wobei ich mit einem Fusse auf das Steinlaubwerk der Brustwehre treten musste, um an den Fuss des Thurmes hinabzusehen und — wie gesagt — aus war's mit dem Vergnügen. Der Eindruck ist erschrecklich. Wäre es irgend möglich gewesen, ich wäre köpflings hinabgestürzt. Das konnte aber nur geschehen, wenn ein Stein der Lehne gewichen wäre; auch hielt mich zum Ueberfluss mein Nachbar noch am Rockzipfel. — Und auf dieser Brustlehne, deren Oberfläche nicht über einen Schuh breit ist, da soll — denken Sie sich — da soll einmal, wie man mir versichert hat, ein Utrechter Professor, Namens Mohl, im Kreise herumgelaufen sein.

Entsetzlich!

Ich kann's kaum glauben, Herr Justizrath.

Ja, es gehört allerdings ein gewaltiger Muth und darum auch ein gewaltiger Glaube dazu. Aber die Sage geht. Dass aber den andern Tag ein Student herabgesprungen, das habe ich mit eigenen Augen gesehen.

Warum nicht gar! Vom Thurm herabgesprungen?

Ja.

Der wird verrückt gewesen sein.

Nein, nein. Es wurde voraus angekündigt, ein Student werde den anderen Tag zu einer bestimmten Stunde vom obersten Umgange des Thurmes herabspringen, und wie denn der Glaube in Utrecht über-

haupt stark ist, so fand auch diese Ankündigung Glauben, und Tausende Neugieriger stellten sich auf dem Domplatze ein, und sahen schon eine Stunde zuvor mit langgereckten Hälsen, wie die Schneegänse, nach der Thurmspitze hinauf. Endlich erschien ein feingekleideter junger Mann auf der Zinne des Umgangs, wobei von der zahllosen Zuschauerschaar ein Schrei des Entsetzens ausging, und nachdem er einige Minuten so dagestanden und den Zuschauern der kalte Angstschweiss auf der Nase stand —

Sehen Sie, mir steht er in den Händen. Das ist ja entsetzlich! Aber es geschah natürlich mittelst eines Fallschirms.

Und weiter! Sprang er herab?

Ja, und ohne Fallschirm. Aber, als er unten war, war's — ein Strohmann, Herr Kameralverwalter.

O Sie!

Aber Sie haben, wie's scheint, auch einen starken Glauben.

Und Sie! Sie ja auch.

Ich? Ich habe nie daran geglaubt.

So? Und sind doch auch hingelaufen, um Zeuge davon zu sein.

Allerdings, aber nicht vom Herabspringen, sondern um zu sehen, was aus dem Spasse werden solle, wiewohl ich nicht läugnen will, dass ich die Strohpuppe, als sie auf dem Umgang erschien, doch wirklich auch für ein menschliches Wesen gehalten habe. Eine Frau aber, in deren Nähe sie zur Erde fiel, gerieth vor Schrecken in Ohnmacht. Sie kam nur wenige Schritte vor uns nieder.

Wie, auf offener Strasse?

Natürlich.

Ja, natürlich allerdings — aber was für eine Scene! Was machen solche Weiber aber auch dabei, wenn sie ihrer Niederkunft so nahe sind.

Was Niederkunft? Wer spricht von einer Niederkunft?

Sie selbst, von der Frau da, die in Ohnmacht fiel und —

Nein, ich spreche von der Strohpuppe, dem Strohmann, der vor ihr niederkam.

Nun noch schöner! Eine Frau in Ohnmacht und ein Strohmann in den Wochen!

Ach, dummes Zeug! Sie verstehen mich wohl besser.

Jetzt ja, jetzt sprechen Sie sehr deutlich. Aber anfangs, wie konnte ich wissen, von wessen Niederkunft die Rede sei.

Das verzwickte Holländisch! Herabkommen ist im Holländischen *neer-* oder *nederkomen*. Aber Sie hätten mich auch gleich von Anfang an recht verstehen können, wenn Sie nur gewollt hätten, wenn es Ihnen nicht wieder um eine Wortfuchserei zu thun gewesen wäre, und um einen Standpunkt nach Ihrem Geschmack.

Da haben Sie's wieder, Herr Inspector. Sehen Sie, ich muss immer an Allem schuld sein. Aber — um wieder auf den Thurm hinaufzukommen, von welchem wir soeben in Gedanken niedergekommen sind —

Ja, es wird Zeit. Denn nach dem durch das senkrechte Hinabsehen erhaltenen Schreckenseindruck konnte ich es nicht länger droben aushalten. Ich machte daher, dass ich wieder an die Innenseite des Thurmes kam,

und weiter in aller Eile hinunter, und mit jedem Schritte war mir's, als fiele mir ein Stein vom Herzen.

Es muss also doch nicht so ganz richtig sein mit dem, was ich einmal in einer Erklärung zu Goethe's „Erlkönig" gelesen habe, dass ein langsam an uns herantretender Schauer eine angenehme Empfindung sei.

Warum nicht? — Aber war denn das, was mich überkam, ein langsam herannahender Schauer? Es packte mich ja plötzlich bei den Haaren. Mich über die Lehne hinausbiegen, hinunterschauen und zusammenschaudern war Eins; und hinein und hinunter, das war Numero Zwei, und, wie gesagt, mit jeder Treppe, die ich zurücklegte, wurde mir's leichter um's Herz.

Das will ich glauben.

Unterwegs hatte ich aber doch noch einen zweiten gewaltigen Schrecken auszustehen.

Wie so?

Ich war meiner aufgeregten Stimmung noch lange nicht ganz los, als ich in dem Theile des Thurmes anlangte, wo das Glockenspiel hängt, das aus etwa vierzig Glocken besteht. Da, wie ich mitten unter den Glocken bin und an nichts denke, fangen die auf einmal zu spielen an, oder, besser gesagt, fangen die mit fürchterlichem Gerassel ihren höllischen Spectakel an. Sie müssen nämlich wissen, dass in Holland jede einigermaassen bedeutende Stadt auf ihrem Kirchthurme solch eine Musik hat, die, mit dem Uhrwerk in Verbindung stehend, vor jedem Glockenschlag länger oder kürzer präludirt, vor dem Schlage der halben und der vollen Stunde aber entweder einen Choral oder ein weltliches Stückchen spielt. Diese Glockenspiele oder Carillons

nehmen sich da, wo Alles im Tacte zugeht — was jedoch nicht überall der Fall ist; bisweilen muss man's zehnmal gehört haben, ehe man weiss, wo's hinauswill — in einiger Entfernung und zumal in stiller Mitternacht nicht so ganz übel aus, aber so in der nächsten Nähe, wie ich es jetzt vernahm, mitten unter den Glocken, und so unerwartet, klingt es erschrecklich. Es ist einem, als bekomme man auf einmal von allen Seiten Ohrfeigen. So müsste es etwa einer Spinne zu Muthe sein, Herr Inspector, die sich in eine Bassgeige verkrochen, wenn man diese auf einmal zu streichen anfinge.

Oder einer Fledermaus.

Auch gut, Herr Kameralverwalter! Ich muss wenigstens gestehen, dass ich im ersten Augenblick nicht wenig erschrak.

Nun, nach allen diesen Schreckenscenen werden Sie froh gewesen sein, als Sie wieder zur ebenen Erde waren.

Allerdings. Jedoch mit dem beschämenden Gefühle eines in's Bockshorn Gejagten wollte ich den Dom doch auch nicht verlassen. In demselben Verhältnisse, als ich hinunterstieg, stieg mein Muth wieder hinauf. Ich trat daher doch noch einmal auf den zweiten Umgang hinaus, ob ich den Luftballonisten noch erblicken könne; der war aber nirgends mehr zu sehen. Und auf der Höhe des ersten Umgangs, wo der Thürmer wohnt und eine kleine Wirthschaft hält, machte ich abermals Halt, um eine kleine Herz- und Magenstärkung einzunehmen, denn ich hatte von dieser angreifenden Himmelfahrt Hunger und Durst bekommen;

und damit kam ich wieder ganz in meinen normalen Zustand zurück. Ich beschloss darum auch dem Rathe der freundlichen Thürmerin zu folgen, weil der klare, wolkenlose Himmel gewiss einen sehr schönen Sonnen-Untergang erwarten lasse, den Rest meiner Flasche nebst einem Stuhle auf den Umgang hinausbringen zu lassen und da das Verscheiden der Sonne abzuwarten.

Das „alte Stück" [1]).

Ja, und als es ausgespielt war, stieg auch ich vollends hinunter und eilte meinem Hotel zu, sah aber doch noch mehrere Male nach dem langen Hans um, dessen Gipfel noch immer im Abendroth strahlte, sehr froh, droben gewesen zu sein und auch das erlebt zu haben, noch froher aber, nicht mehr droben zu sein und die Nacht nicht da droben zubringen zu müssen.

Und doch müsste der Blick hinab auf eine mit Gas beleuchtete Stadt und hinauf zum gestirnten Himmel erhaben genug sein.

Für mich zu erhaben. Ich will nichts mehr davon wissen.

---

[1]) HEINE:

„Ein Fräulein stand am Meere,
Ihr war so weh und bang;
Es schmerzte sie so sehre
Der Sonnen Untergang.

Mein Fräulein, sei'n Sie munter,
Das ist ein altes Stück:
Von vorne geht sie unter,
Von hinten kommt sie zurück."

Hat es Ihnen nicht davon geträumt, Herr Justizrath?

Nein, Herr Inspector.

Nun, das wäre bei mir bestimmt der Fall gewesen. Ich bin schon, ich weiss nicht wie oft, von einem Gerüste herabgefallen. Das geschieht mir jedesmal bald nach Schlafengehen, noch ehe ich recht eigentlich eingeschlafen bin, werde dann aber auch jedesmal wieder so wach, dass in der ersten halben Stunde an kein Einschlafen mehr zu denken ist.

Nein, die Zeiten sind bei mir vorbei; das hat man, glaube ich, mehr in jüngeren Jahren. Ich träume gar nicht mehr oder höchst selten.

Und dann gewiss immer von der Frau Justizräthin?

Und Sie? — Von Ihrem *Cerambix*, *alias* Holzbock, von Ihrer alten Hanne wahrscheinlich; oder gehört sie vielleicht in die Klasse der *Brachini?*

Nein, in die der *Carabi*, *alias* Laufkäfer. Drum hat sie mir auch den Kasten über den Haufen gelaufen.

Aber was mir vom Dom geblieben ist — die Glockenmusik hat mich ein paar Mal aus dem Schlaf geweckt, denn mein Hotel — Hôtel des Pays-Bas hiess es — lag nicht weit vom Dom, und der Kühle halber schlief ich bei offenem Fenster.

Aber wie unvorsichtig!

Warum? Mitten im Sommer?

Nicht darum?

Nun, warum denn?

Da hätte Ihnen ja eine Domfledermaus in's Zimmer fliegen können.

Ach, mit Ihren Fledermäusen! Davon haben wir jetzt genug gehört. Die können Sie meinetwegen fortan in

Ruhe lassen. Ueberhaupt ist — wie ich Ihnen schon mehrmals gesagt — niemand auf Ihre Randglossen *gesteld*, ich will sagen — darnach begierig.

Aber die Glockenspiele, Herr Justizrath?

Ja, diese Glockenspiele lassen sich bei festlichen Gelegenheiten, z. B. an des Königs Geburtstag, auch noch extraordinär vernehmen, zuweilen dreimal des Tags, jedesmal eine Stunde. Dann werden die Glocken, wie man's nennt, bespielt, indem nämlich die Hämmer nicht mittelst des gewöhnlichen Walzwerks gehoben werden, sondern von einem, Glockenist genannten, Angestellten. Der bespielt die Glocken, indem er mit ledernen Fäusten aus Leibeskräften auf einer Art Klaviatur herumhämmert.

Klingt das schön?

Je weiter man davon ist, desto schöner.

Ah so.

Mich könnte man damit zur Stadt hinausjagen.

Aber finden es denn die Holländer schön?

So wenig, wie wir.

Je nun, warum schaffen sie es denn nicht ab?

Was soll man dazu sagen? — Die Glocken hangen nun einmal da droben und haben schon so lange da droben gehangen, jetzt lässt man sie eben auch noch länger hangen, und hangen sie einmal, so lässt man sie auch spielen, und wo bei solennen Anlässen *publice* und *ex officio* Spectakel gemacht werden muss, da müssen die Glocken halt auch mitthun, so gut wie die Soldaten auf der Parade. — Zugleich denke ich mir, dass die Holländer das gewöhnliche Gebimmel von Viertelstunde zu Viertelstunde gar nicht mehr hören; und

das mag wohl der Hauptgrund sein, dass sie dieser Musik noch nicht den Garaus gemacht haben. — Ich liesse aus den Glocken lauter Pfennige schlagen. Auch das Läuten hätte ich schon lange abgeschafft, wenn es in meiner Macht stünde.

Ihnen geht es also auch, wie Goethe; der hörte es auch nicht gern [1]). Natürlich: *les beaux esprits se — se —*

Ja, verschlucken Sie sich nur nicht an Ihren schlechten Witzen! — Aber, Herr Inspector, wie ist es Ihnen gegangen, als Sie den Kanal passirten?

Sehr gut, Herr Justizrath. Mit mir scheint die Seekrankheit sich nicht befassen zu wollen. Aber gesehen habe ich genug davon, die fahlen Wangen, die spitzen Nasen, die gläsernen Augen, als Vorboten, und dann — was folgt. Ich sehe sie noch, so dass ich —

Allen Appetit verloren habe? Ja, wir hätten diesen Discurs auch zum Nachtisch ersparen können.

Oder, noch besser, bis nach Tisch.

Bitte, Herr Justizrath, nein, so arg ist's nicht.

Aber es ist Ihnen doch der Appetit vergangen, wie es scheint.

O nein, darum nicht.

---

[1]) GOETHE:

Wer läugnet's! Jedem edlen Ohr
Kommt das Geklingel widrig vor.
Und das verfluchte Bim-Baum-Bimmel,
Umnebelnd heitern Abendhimmel
Mischt sich in jegliches Begegniss,
Vom ersten Bad bis zum Begräbniss,
Als wäre, zwischen Bim und Baum,
Das Leben ein verschollner Traum."

Oder halten Sie nicht auf —

Lammscotteletten? — Die Wahrheit zu gestehen — an Lamm's- und Schöpsenfleisch habe ich, seitdem ich es in England beinahe tagtäglich zu essen bekommen, allen Geschmack verloren.

Ja, dort mag es freilich etwas ganz Anderes sein, als hier zu Lande.

Sie sind also durch die englische Küche etwas verwöhnt geworden, Herr Inspector.

Behüte, meine Herren! Nein, ich meine gerade das Gegentheil. Die englische Küche wäre gerade die meinige nicht. Die kann mir, wenn ich so sagen darf, eigentlich gestohlen werden.

Ah so? Schaut's da heraus? Wiewohl — das wundert mich so sehr nicht. Das habe ich schon mehr gehört.

Ja, Herr Kameralverwalter, die englische Küche ist — um es rund herauszusagen — herzlich schlecht.

Ei? Das hätte ich nicht gedacht. Ich habe immer gemeint, die englische Küche sei ganz ausgezeichnet, und besonders gerade das Hammelfleisch?

Sie verzeihen, Herr Justizrath, im Gegentheil. Nein, wenn man seinen heimischen Tisch nach seinem vollen Werthe schätzen lernen will, dann braucht man nur nach England zu gehen, wenn man nämlich daselbst — das darf ich nicht vergessen — auf die gewöhnlichen Restaurationen angewiesen ist, wie das bei mir der Fall war. Da ich nämlich nicht in einem Hotel logirte, sondern ein Zimmer in einer Privatwohnung gemiethet hatte, so kann ich über die Tafel in den Hotels nicht urtheilen, auch nicht über die in

den Clubs oder geschlossenen Tischgesellschaften. Da mag man sich, weil da englische und französische Küche, so zu sagen, Hand in Hand gehen, eines besseren Tisches erfreuen, aber in den Restaurationen, in der englischen Vollblutküche, ist es, nehmen Sie mir's nicht übel, herzlich schlecht. Nein, in kulinarischer Hinsicht, möchte ich behaupten, geht eben nichts über unser Sachsen.

Und unser Schwaben — nicht zu vergessen! — Aber wie so, Herr Inspector? Warum ist denn die englische Küche so schlecht?

Das will ich Ihnen sagen, Herr Justizrath, wenn Sie nur die Güte haben wollen, mich in Gedanken in eine dieser englischen Restaurationen zu begleiten. Da sitzt man an kleinen Tischen, nicht an einer gemeinschaftlichen Wirthstafel, wie bei uns, sondern jeder hat seinen eigenen Tisch.

Wie weiland die Homerischen Helden.

In Holland gleichfalls. Da geht's auch so ungesellig zu.

Nun legt man einem die Speisekarte vor, man mustert sie durch und —

Fängt beim Anfang, d. h. mit der Suppe an, natürlich.

Aufzuwarten, Herr Justizrath. Aber — was soll ich sagen? — die Suppe taugt, wenigstens meinem Geschmacke nach, nicht viel. Auf ein erbsengrosses Stückchen Liebigschen Fleischextracts ein Eimer Wasser, so kam es mir wenigstens vor, aber Pfeffer darin — löffelweis. — Gut.

Nein, ich sage schlecht! Ein schlechter Anfang für uns Deutsche, die wir ja bekanntlich ohne Suppe nicht leben können.

Sie haben ganz Recht, Herr Justizrath. Aber wir

dürfen eben auch wieder nicht vergessen, dass bei den Engländern die Suppe — wie soll ich sagen? —

Zu den Allotriis und Adiaphoris gerechnet wird. Das ist mehr oder weniger auch in Holland der Fall. Auch da spielt, wenigstens in den Privathäusern, die Suppe eine sehr untergeordnete Rolle. Wenigstens kommt sie da bei weitem nicht so alle Tage vor, wie bei uns, und auch nur in geringer Auswahl. Schildkrötensuppe, Nudel- oder, wie sie dort heisst, Vermicellisuppe, Reisssuppe, Sagosuppe, Gemüsesuppe, französische Suppe genannt, Kerbelsuppe — das ist so ziemlich das ganze holländische Suppenrepertorium. Eine Krebssuppe habe ich da nie erlebt, wohl aber — dass ich es nicht vergesse — eine herrliche Aalsuppe und dann noch eine sogenannte Kerrisuppe.

Was ist Kerri?

Kerri? Ein ostindischer Pfeffer.

Nun, die wird aber dann auch gepfeffert sein, wenn sie Pfeffersuppe *per excellentiam* heisst. Trifft sich's doch schon bei uns bisweilen, dass sie so verflucht gepfeffert sind, dass einem schon beim dritten Löffel der helle Schweiss ausbricht. Wie muss die erst —

Nicht doch, nicht übermässig; denn dieser Pfeffer ist bei weitem nicht so scharf, wie der ordinäre oder wie der spanische Pfeffer. Er hat eine schöne braungelbe Farbe, etwa wie Brüsseler Erde oder wie das Tuch à la Bismark am Spenzerchen des Kleinen da drüben, und ein äusserst liebliches Aroma.

Hier in den rheinischen Hotels dreht sich's übrigens auch immer um eine und dieselbe Trias von Suppen herum. Nein, Herr Inspector, da müssten sie einmal

zu uns nach Schwaben kommen — drei Wochen lang alle Tage eine andere. Nicht wahr, Herr Justizrath?

Drei Wochen lang? — Drei Monate lang, müssen Sie sagen. Wissen Sie denn nicht, dass in unserer Schriftstellerin allein achtundsechzig verschiedene Suppenrecepte stehen? [1])

Die angebrannten und versalzenen wahrscheinlich mitgerechnet?

Nein, nein, im Ernst. Achtundsechzig, und eine immer schmackhafter, als die andere. Da haben Sie z. B. unsere gebrannte Mehlsuppe.

Nun, Herr Justizrath, da ist ja schon eine von den gebrannten.

Aber keine angebrannte. Das „gebrannte Mehlsuppe" ist so eine Ausdrucksweise, wie „wilder Schweinskopf" oder „lederner Handschuhmacher." Die Suppe wird mit gebranntem Mehl bereitet. Ferner unsere Flädlessuppe, unsere Baumwollensuppe —

Die wird jetzt auch wohl theurer sein, als vor dem nordamerikanischen Kriege.

Ja, lachen Sie nur. Ich wollte wir hätten sie hier vor uns; nicht wahr, Herr Kameralverwalter? — Ferner unsere Linsensuppe, unsere Kartoffelsuppe —

---

[1]) Was hier zu Lande „*Aaltje*" ist, das ist in Würtemberg die „Löfflerin," ein von Altersher sehr geschätztes Kochbuch. Die Verfasserin, Frau Löffler, ehemalige Landschafts-Köchin, beginnt aber ihre Vorrede mit den Worten: „Nie würde ich wohl als Schriftstellerin aufgetreten sein, wenn mich nicht viele Gönner und Freundinnen fortwährend dazu aufgefordert hätten;" daher sie im Scherze auch wohl die „Schriftstellerin" genannt wird.

Die sind bei uns auch bekannt.

Dann kommt unsere Mandelschnittensuppe, unsere grüne Kernsuppe, unsere — ja, wenn ich sie alle herzählen wollte, dann hätte ich einen halben Tag zu thun. Wie gesagt, drei Monate lang alle Tage eine andere. Aber warum lachen Sie? Es ist in der That so, ich versichere Sie.

Oh, Herr Justizrath, daran zweifle ich keinen Augenblick. Es ist nicht darum. Nehmen Sie mir's nicht übel, aber ich muss lachen, denn da fällt mir ein Büchlein ein, das ich einmal gelesen habe, von den sieben Schwaben auf der Hasenjagd. Darin kommt auch einer vor, der hiess der Suppenschwab.

Dass Sie das Mäusle beiss!

Und da heisst's, die Schwaben ässen täglich fünfmal, und zwar fünfmal Suppe und zweimal dazu Knöpfle oder Spätzle, daher sie denn auch Knöpflesschwaben genannt würden. Dann ist freilich eine grosse Auswahl erforderlich.

Ja, und weiter, Herr Inspector?—Es ist noch nicht aus.

Wie so, Herr Justizrath?

Fahren Sie nur fort, es ist noch nicht aus. Frisch von der Leber weg! Wir Schwaben nehmen nichts übel; nicht wahr, Herr Landsmann?

Ei, warum nicht gar! Beim Wein geht Alles drein.

Also, Herr Inspector, herausgerückt!

Mehr weiss ich nicht, Herr Justizrath, wahrlich nicht, ich versichere Sie.

Nun, dann will ich es Ihnen sagen — das gehört noch hinzu — man behauptet auch, wir Schwaben hätten zwei Mägen, aber kein Herz.

Nein, das sage ich nicht. Gott behüte! Dazu sind Ihre Landsleute viel zu gemüthlich und treuherzig.

Nun, um denn wieder auf die englischen Restaurationen zurückzukommen — die Suppe war also schlecht. Was folgt dann?

Dann kann man sich etwa einen Seefisch geben lassen.

Bravo! Einen Kabeljau oder Tarbot oder Zunge oder Butt, nicht wahr? — Das ist in Holland etwas Delicieuses. Und unter den Süsswasserfischen daselbst der Barsch! Der Mund wässert mir schon darnach — die Holländer sagen: *ik watertand er al naar* — wenn ich nur daran denke. Damit ist gar nichts zu vergleichen. Ich ziehe ihn noch unseren Forellen vor, bei weitem vor. Gewöhnlich isst man ihn ganz einfach in einem reichlich mit Petersilie versehenen Salzwasser abgekocht, unter Begleitung eines dünnen Butterbrödchens, aus süssem Schwarzbrod bestehend, und mit einem Glase Muscatwein.

Aber sind die Fische in England gut?

Sehr gut, Herr Kameralverwalter; Ehre dem Ehre gebührt. Aber Fische — wenn ich so sagen darf — sind eben nur Fische.

Ganz richtig. Darum sagt auch der Holländer, obgleich er ein rechter Ichthyophage ist: „*visch laat den mensch zoo als hij is.*" Auch ich kann nie so viel Fisch essen, dass ich nicht noch eine Schnepfe oder ein Rebhuhn oder eine halbe Ente oder ein Cotteletchen hintendrein verzehren könnte. — Auf den Fisch folgt?

Fleisch, Gemüse und Kartoffeln.

Aha, der Roastbeef wahrscheinlich?

Oder der Muttonsaddle, von dem die Engländer stets so viel Aufhebens machen?

Nun, das muss doch etwas Delicieuses sein. — Nicht?

Das könnte etwas Delicieuses sein, Herr Justizrath.

Wie so?

Wenn es auf deutsche Art zubereitet wäre; denn das Fleisch an sich ist gut genug und wird in prächtigen, kolossalen Stücken, fast einem Blumauer'schen Tafelstück [1]) zu vergleichen, aufgetragen, aber — es thut mir leid, dass ich es sagen muss — das Ochsenfleisch ist leider! ohne Gewürz und das Hammelfleisch sogar ohne Knoblauch zubereitet.

Und was ist Hammelfleisch ohne Knoblauch!

Und das Gemüse?

Das ist wo möglich noch geschmackloser, weil es bloss abgekocht oder abgebrüht wird, ebenfalls ohne Gewürz und sonstige Zuthat. Es thut einem ordentlich leid um das prachtvolle Fleisch und um die schönen Gemüse, dass sie nicht — wie soll ich sagen? —

Nach Würden behandelt werden. Ja, in Holland wollten mir die Gemüse auch nicht so gut gefallen, wie bei uns; sie sind mir da auch durchgängig zu einfach, zu simpel, wie soll ich sagen? — zu naiv, zu jungfräulich zubereitet. Z. B. den Bohnen fehlt das lieblich

---

[1]) Blumauer „Travestirte Aeneïs."

„Ein ganzer Ochs war s' Tafelstück,
Und Spargeln, wie mein Arm so dick,
Und Austern, gross wie Teller."

duftende Bohnenkraut, dem Blumenkohl die Parmesankäse, den Brockelerbsen die Zwiebeln, dem Weisskraut der Kümmel, dem Sauerkraut die Wachholderbeeren u. s. w. Aber, was in Holland ausgezeichnet ist — das Fleisch, unter andern das Beefsteak, das dort viel schmackhafter ist, als bei uns, weil man dickere Stücke dazu verwendet, sie nicht so völlig durchbraten lässt und zum Braten — die Holländer sagen richtiger: *bakken* — gesalzene Butter verwendet. Und ferner die Kartoffeln dazu, und zwar besonders eine Sorte derselben, die man bei uns in Deutschland gar nicht kennt — man nennt sie, wahrscheinlich ihrer Gestalt nach, Mäuschen; denn sie sind länglich und nicht grösser, als eine kleine Maus, auswendig glatt, inwendig aber, wie lauter Semmelmehl.

Ah, nun merke ich — da haben Sie mich soeben wieder recht zum Narren gehabt mit ihren Aardmäusen. Das sind Kartoffeln.

Das auch nicht; aber auch keine Mäuse.

Nun, was denn?

Ein essbares Knollgewächs, das vier bis fünf Fuss tief unter dem Boden wächst und — Sie wollen ja doch immer *het naadje van de kous weten*, sagen die Holländer, d. h. Alles auf's Tipfelchen hin wissen — wie Kartoffeln gekocht und mit Butter gegessen wird. Auf Deutsch heissen sie Erdnüsse, auch Ackereicheln, wiewohl ich sie in Deutschland nie gesehen habe. Kennt man sie bei Ihnen, Herr Inspector?

Ich glaube nicht. Ich habe sie wenigstens nie nennen hören.

Schmecken sie gut?

Den Liebhabern, ja; die ziehen sie selbst den Kastanien vor. Ich habe sie nur einmal versucht. Von den holländischen Kartoffeln aber nimmt es einen nicht Wunder, dass sie ein stehendes Gericht auf der Mittagstafel ausmachen.

Unser Voss scheint sie auch gekannt zu haben, denn in seiner „Luise" kommen unter andern auch Kartoffeln vor,

„Klar wie Kristall, in der Hüls', an Geschmack
Kastanien ähnlich,
Aus holländischer Saat."

Aber, klar wie Kristall? — Ich fürchte, Herr Inspector, ich fürchte, unser Voss hat die rechten nicht gekannt, und ich hoffe nur, dass der ehrwürdige Pfarrer von Grünau seine holländische Saat nicht theuer bezahlt hat. Denn die speckigen und zumal die kristallhellen, die durchsichtigen, die *verglaasten*, wie sie in Holland heissen, die sind bei mir das ganze Jahr unentgeltlich zu bekommen.

Ach, das „klar wie Kristall" wird nur so eine poetische Floskel sein, so ein —

Epitheton ornans, wollen Sie sagen, und dann kommt es nicht so genau darauf an, ob sie passt oder nicht? — Das ist auch etwas Neues. Von meinem Landsmann kann man allerlei lernen, nicht wahr, Herr Inspector? Der ist, wie die Holländer sagen, *van alle markten thuis*, in allen Fächern zu Hause. Aber schweifen wir nicht auf's Gebiet der Stilistik ab, sondern bleiben wir hübsch in der Küche. Die holländischen Kartoffeln,

wie gesagt, sind ausgezeichnet und werden nie in der Montur aufgetragen, wie bei uns. Man kocht sie, nachdem sie geschält sind. Darum sind sie da auch nicht so kratzend für die Kehle, wie bei uns. Dagegen trifft man dort nichts von unseren Mehlspeisen an, womit wir die Kartoffeln ersetzen, keine Rahmnudeln, keine Spätzle, keine Maultaschen, keine Dampfnudeln, keine Schwedeknöpfle, keine Bairischen Knödel, keine Leberklösse, keine Kaiserkuchen u. s. w., nichts von der Art.

Aber, womit muss man denn dort die Kinder an ihrem Geburtstage tractiren, wenn es keine Rahmnudeln und Rahmstrudeln, keine Leberklösse, keinen Reissbrei u. dergl. giebt?

Das weiss ich nicht. Uebrigens Reissbrei und Grützenbrei u. dergl. giebt's dort auch; aber wieder keinen Wälschkornbrei, mit dem für Kinder so wohlschmeckenden Schärricht. Auch haben sie ihre Pfannenkuchen, *flensjes* oder Flädlein, ihre Omeletten und was sonst zu diesem Genus gehört; aber, wie gesagt, unsere herrlichen Rahmnudeln — „man nimmt zwölf Eier" u. s. w. — und die Maultaschen und dergleichen edle Mehlspeisen kennt der Holländer nicht. Die armen Kinder dort müssen sich darum eben in Ermanglung dessen mit einem Surrogat von Rahmtorten oder derartigem behelfen.

Sie wissen sich also doch zu entschädigen.

Ja, lassen Sie sich um jener kleinen Schelmen willen keine grauen Haare wachsen. Es giebt ja ein holländisches Sprichwort: In Ermanglung des Brotes isst man Krusten von Pasteten.

Auch gut! Die verstehen's also.

Auch das Rindfleisch, das bei uns auf die Suppe

folgt und bei uns ein Hauptgericht ausmacht, ohne welches auch das kostbarste Mahl bei uns nur Stückwerk wäre, kennt man in Holland nicht, und als ich mein Befremden darüber zu erkennen gab, rümpfte man halb und halb die Nase.

Wie so? Warum denn?

Das will ich Ihnen sagen. Weil sie es mit verächtlichem Tone Suppenfleisch nannten, kam ich endlich dahinter. Denken Sie sich, sie bildeten sich ein, von diesem Rindfleisch sei die vorhergegangene Suppe gekocht worden.

Warum nicht gar! Ja, dann möchte es freilich ein schlechtes Essen sein. Aber wir verwenden ja kein Fleisch, sondern Knochen dazu, um die Fleischbrühe zu gewinnen.

So habe ich auch einmal mit ein paar Holländern bei Caracciola in Remagen an der Tafel gesessen, die ebenfalls das Rindfleisch ganz verächtlich zurückwiesen, mit den Worten: „*dankje voor je soepvleesch! Dat lusten wij Hollanders niet.*" Das waren aber auch *ab ovo usque ad mala* [1]) zwei sonderbare Bursche. Die rümpften bei Allem die Nase, als ob sie zu Hause nichts als Fasanen und Vogelnester zu fressen gewohnt wären, und es schien, als ob sie auf uns arme Teufel halb mit Mitleiden, halb mit Verachtung herabsähen, die wir solche Kost geniessen könnten und nicht wüssten, was gut und was schlecht schmeckt. Beim Salat schmeckte ihnen — aber auch ihnen allein — das Oel ranzig, beim Blumenkohl hatten sie schon am Geruche

[1]) Von Anfang bis zu Ende.

genug, und so ging's von einer Schüssel zur andern. An Allem hatten sie etwas auszusetzen, weil es nicht gerade so schmeckte, wie aus der Mutter Topf. Indessen machten sie, trotz ihres ekeln Dünkels, doch ziemlich gut mit und brauchte man keineswegs zu fürchten, dass sie hungrig vom Tische gehen möchten.

Für was sahn Sie die Fremden an? um mit Siebel zu fragen.

Voor niet veel bijzonders, wie man im Holländischen sagt, am wenigsten für das, wofür Faust und Mephistopheles sich ansehen liessen:

Sie sahn zwar stolz und unzufrieden aus,
Doch schienen sie mir nicht aus einem edlen Haus.

Denn wirklich wohlerzogene junge Leute von gutem Hause sind immer am leichtesten zu befriedigen, und wenn auch etwa dieses oder jenes ihrem Gaumen nicht zusagt, so werden sie doch jedenfalls ihr Missfallen nicht gegen einen Kellner aussprechen, der ja nichts davon und nichts dazu thun kann.

Bei solchen Herren mag es auch oft gehen, wie bei Einquartierungen, wo die, die zu Hause nur Hirsenbrei und Kartoffelsuppe zu kriegen pflegen, in fremden Häusern am schwersten zu befriedigen sind.

Ich muss Ihnen vollkommen beipflichten, Herr Kameralverwalter. Dasselbe haben wir bei uns im letzten Kriege an den Preussen erfahren. Kam nämlich je der Fall vor, dass ein Quartiergeber über seine Einquartierung zu klagen hatte — was aber gewiss eine Seltenheit war, denn das müssen wir den Preussen zur

Ehre nachsagen, es ist bei uns nur eine Stimme darüber, dass sie sich vom Obersten bis zum gemeinsten Tambour herab überall höchst anständig aufgeführt haben — kam aber doch einmal der Fall vor, dass ein Einquartierter sich grob und widerwärtig aufführte, dann war es auch regelmässig, wenn ich so sagen darf, ein Hungerleider von Hause aus und einer aus der Hefe des Volkes, der Veranlassung zur Beschwerde gab.

Natürlich.

Auch möchte ich wissen, was dieselben Leute — des Abends waren noch ein Paar dazugekommen — was die ihrer vier den ganzen Abend immer und ewig zu lachen gehabt haben. Jedenfalls, wenn der Rest dessen, was ihnen so viel Stoff zum Lachen gegeben, nicht komischer gewesen ist, als das, was ich von Zeit zu Zeit verstanden habe, dann bewies ihr unaufhörliches Gelächter wenig für ihren Verstand. Der Idiot lacht nicht, aber wer über Alles lachen kann, ist auch nicht viel besser. So erzählte z. B. einer von ihnen, er habe eines Morgens in Cleve verkehrte Stiefel vor seiner Thüre gefunden und zwar Damenstiefelchen, worauf ein schallendes Gelächter erfolgte.

Warum?

Ja, warum? — Hätten sie es nur wenigstens für ein gutes Omen angesehen, der betreffenden Dame etwa geheime Absichten dabei in die Schuhe geschoben, dieselben mit einem *billet-doux* beantwortet oder etwas der Art — aber nichts von dem allen. *Zoo hoog schenen zij geen last te hebben*, d. h. so weit schien ihr Witz nicht zu reichen. Und doch das Gelächter! — Und was noch hinzukam! — Das Lachen fing bei diesen

Erzählern gewöhnlich schon an, ehe man noch in der Ferne errathen konnte, warum.

Während der Spass noch unterwegs war.

Für den Zuhörer auch nicht sehr amüsant, möchte ich sagen.

Ein anderer erzählte, ebenfalls als einen Kapitalspass, er sei auf einem Esel nach dem Oelberg geritten und da sei wahrhaftig! seinem Esel unterwegs der Bauchgurt gebrochen. Wiederum ein berstendes Gelächter.

Wie kann man aber darüber lachen?

Ja, das fragte ich mich auch. Und als einer gar erzählte, er habe in Düsseldorf dem Kellner seine Stiefel zum Putzen gegeben und ihm dabei eingeschärft, dem Hausknecht zu sagen, dass er gute „Schmier" dazu nehme, und der Hans Michel von einem Hausknecht habe sie mit Karrensalbe eingeschmiert, da war's, als wollten sie sich vor Lachen ausschütten.

Wie so?

Stiefelwichse ist nämlich im Holländischen *schoensmeer*. — Nun, hier bestand allenfalls Stoff zum Lachen, hier war wenigstens eines der Erfordernisse zum Lächerlichen vorhanden, nämlich eine, wenn auch von Seiten der Lacher bloss eingebildete, Ungereimtheit und Zweckwidrigkeit, die das Zwerchfell kitzeln konnte. Denn der Geschmierte ahnte natürlich nicht in der Ferne, dass der Kellner und der Hausknecht ihn schon lange zuvor ausgelacht hatten, indem dieses Salben und Schmieren ohne Zweifel ein absichtlicher Missverstand gewesen.

Eine Eulenspiegelei, so zu sagen.

Oder ein Schwabenstreich im umgekehrten Sinne.

Ja, ohne Zweifel. Drauf erzählten sie sich noch ein Langes und Breites, was für tolle Streiche sie in Emmerich verübt hätten, wie sie sich daselbst *„met die opgewonden standjes, die moffen, verdomd goed"* amüsirt hätten u. s. w., wesshalb ich vermuthe, dass es Liedertäfler gewesen, die von dem am vorigen Tag allda abgehaltenen Sängerfeste gekommen. — Das Widerlichste an ihrem Gelächter war aber das, dass sie sich dabei jedesmal auch im ganzen Saale umsahen, bald als lachten sie auch über alle Anwesenden, und als hielten sie sich für die einzigen Vernünftigen im Lande der Barbaren, bald als meinten sie, ihr von Zeit zu Zeit eingestreutes, und, wie es schien, absichtlich *geradbraakt*, ich will sagen — geradebrechtes Deutsch müsse auch uns lustig und possierlich vorkommen, bald als erwarteten sie, dass Alles von der überquellenden Fülle ihrer Heiterkeit hingerissen, schon *van de weeromstuit*, ich meine, der Spur nach mitlache, als ob Alles in der Runde nur von dem einen Gedanken erfüllt sein könne: *wat zijn dat vrolijke, geestige snuiters*, lustige, witzige Gesellen! — Kurzum, ich konnte am Ende das Gewieher um nichts und wieder nichts nicht länger anhören und setzte mich hinaus auf die Terrasse, durch und durch verstimmt und ärgerlich. Denn solche Laffen sind es, denen es die Holländer zuzuschreiben haben, dass man ihnen bisweilen ein Prädicat ertheilt, das doch sonst wahrhaftig niemand weniger verdient, als sie, das aber freilich jetzt von einem der Kellner mit vollem Rechte auf diese Bursche angewendet und von den anwesenden Deutschen entschieden beifällig vernommen wurde. Denn so himmelweit auch der Unterschied ist zwischen

zoo zijn ze und *zoo zijn er*, ich will sagen — zwischen so sind sie und so giebt's welche, so ist man doch bekanntlich überall nur allzu geneigt, von einzelnen Fällen Schlüsse auf das Allgemeine zu machen, einzelne Erscheinungen zu ideellen Formen oder zu Typen zu erheben, die jedem Individuum dieses oder jenes Landes zu Grunde liegen.

Ganz richtig, Herr Justizrath. Wenn ich z. B. weiss, was für eine Landsmännin die dahinten ist, welche so mit ausgestreckten Beinen und der Cigarre im Munde in ihrer Ecke nachlässig, so zu sagen, hingegossen liegt und auf das Gehudel um sie her nur halbe Blicke wirft, dann komme ich wenigstens sogleich in Versuchung, auch in allen ihren Landsmänninnen solche — wenn ich so sagen darf — Extravaganzen vorauszusetzen.

Ja, so eine — die kann einem die Lust zum Heirathen schon benehmen.

Allerdings; aber so sind sie nicht alle. Das entschuldigt Sie nicht, Herr Hagestolz. Die brauchten Sie ja nicht zu nehmen. — Aber Sie haben Recht, Herr Inspector, und darum ärgerten mich auch diese Bursche so.

Ebenso, Herr Justizrath, geht es auch mir mit den Engländern, wenn ich sie holzbockig und gar grob schelten höre. Mir sind sie in England nirgends so vorgekommen. Im Gegentheil. Immer haben sie sich mir sehr höflich, zuvorkommend und dienstfertig bewiesen, so oft ich ihre Hülfe in Anspruch nehmen musste. Von Unartigkeit oder gar von Grobheit habe ich, die Wahrheit zu sagen, beim wirklichen Gentleman nirgends die geringste Spur entdeckt, und darum sollte man eigentlich auch jeden im Auslande sich wider-

wärtig benehmenden Engländer sogleich im Namen und im Interesse seiner Landsleute tüchtig *coram* nehmen, wenn ich so sagen darf, damit er bessere Sitten annehme und seinen Landsleuten fortan nicht mehr zur Unehre gereiche.

Ganz richtig, Herr Inspector! Wenn Grobheit bei uns keine gangbare Münze ist, so dürfen wir sie auch ausserlands nicht ausgeben wollen. — Dieses Alles ging mir fortwährend im Kopfe um, so dass ich, als ich mich spät Abends noch mit zwei Herren aus Holland in eine Unterhaltung einliess, nicht umhinkonnte, sie vor allen Dingen auf dieses Benehmen ihrer Landsleute aufmerksam zu machen. Da erhielt ich von einem derselben, einem ehrwürdigen alten Herrn — ich hörte ihn des andern Tags Professor tituliren — folgenden Aufschluss darüber, der mir sehr annehmlich vorkam. „Was soll ich Ihnen darauf antworten, mein Herr?" — sagte er —

„Es muss auch solche Käuze geben."

Ueberdiess erinnere ich mich da eines treffenden Wortes von einem ihrer witzigsten, geistreichsten Schriftsteller, der das Lachen einen Naturausdruck der Freude nennt und zugleich behauptet, dass das Lachen die Freude erhöhe. Nun ist für diese Leute dadrinnen der Ausflug, den sie machen, wahrscheinlich ein so seltener und darum so überschwänglicher Genuss, dass sie sich in einem Zustande der Ueberreiztheit befinden, wo das durch den Lachkitzel in Bewegung gesetzte Zwerchfell sich gar nicht mehr beruhigen lassen will. Auch ist bekanntlich das Lachen ansteckend, wie das

Gähnen, daher man in einer heitern Gesellschaft über hundert Dinge lachen kann, die einem, wenn man sie gedruckt zu lesen bekäme, oder auch, wenn sie einem bloss erzählt würden, kein Lächeln abgewinnen würden. So weiss ich es auch nur diesem Umstande zuzuschreiben, dass z. B. in den Vaudeville-Theatern Leute von Geschmack ausser den guten Witzen auch die platten und schlechten mit beifälligem Lächeln aufnehmen können, so wie, dass ich in der Stadt, wo ich wohne, nun schon seit vierzig Jahren, so oft im Theater beim Aufziehen des Vorhangs oder beim Verschieben der Coulissen etwas hapert, immer und ewig von den Studenten ein mit einer unauslöschlichen Heiterkeit begleitetes „*bis!*" vernehmen muss, das oft kein Ende nehmen will. Sonst sollte man doch denken, man müsste dieses abgedroschenen Witzes endlich einmal müde werden. Und so wird wohl auch das, worüber diese Leute da drinnen lachen, schwerlich viel zu bedeuten haben." Ich theilte ihm nun mit, was ich davon vernommen hatte, worauf er folgendermaassen fortfuhr: „Ja, mein Herr, gute Witze sind bei uns eine Seltenheit. Darum behelfen diese Leutchen sich eben mit schlechten. Unsere Urtheilskraft ist nun einmal nicht so dazu aufgelegt, wie das z. B. besonders bei den Franzosen der Fall ist, die Aehnlichkeiten und wechselseitigen Beziehungen der Gegenstände, selbst der verschiedenartigsten, zu entdecken und aufzufassen. An Verstand fehlt es uns nicht, auch Scharfsinn und Tiefsinn dürfte sich bei uns so gut finden, wie nur irgendwo, aber die natürliche, durch die Einbildungskraft gesteigerte und wie ein unmittelbares Gefühl

wirkende Richtung des Geistes, die wir *vernuft* oder *geestigheid*, Sie Witz nennen, die auch die Quelle der Allegorien, Metaphern und Gleichnisse ist, die fliesst bei uns nur sparsam. Auch kommt uns dabei die Sprache nicht so zu Hülfe, wie z. B. den Franzosen. Bonmots und Calembourgs fallen bei uns nur selten vor und selbst die sogenannten Rebus gehen bei uns fast nie, ohne der Sprache Gewalt anzuthun, gerade wie im Deutschen auch. Treffende, piquante, scharf- und tiefsinnige, auch mitunter paradoxe Vergleichungen, wie man sie z. B. bei Ihrem Lichtenberg, Weber und Jean Paul findet, können Sie bei unsern Schriftstellern auch finden. Aber was man so eigentlich gute Witze nennt, die sind bei uns, wie gesagt, eine Seltenheit. Um nur ein paar Beispiele der Art anzuführen. Wenn der verstorbene König Ludwig von Baiern dem seines Geizes wegen berüchtigten Saphir mit dem Worte „Filz?" an den Hut rührt, und dieser, an des Königs wässerige Gedichte denkend, zur Antwort giebt: „Ja, wasserdichter," dann ist das ein köstlicher Witz, bei dem Jedermann lachen muss. Oder als jener Tyroler beim Schützenfeste in Frankfurt einem Festgenossen, der einmal über's andere die „Vaterland" geheissene Scheibe verfehlte, mit den Worten Arndt's zurief: „Dein Vaterland muss grösser sein," dann konnte sich gewiss keiner der Umstehenden des Lachens enthalten." — Aber, fiel ich ihm in's Wort, dergleichen Witze macht man bei Ihnen ja auch. Ich brauche Ihnen bloss ein Paar mitzutheilen, wie ich sie erst unlängst noch hinter einander in Ihrer Hauptstadt gehört habe. Als ich letzthin den

neuen Amsterdamer Fischmarkt besuchte, hatte gerade eine der Fischweiber Zwist mit einem Manne und wollte dem mit folgenden Worten Stillschweigen auferlegen: „*houdt jij je maar stil!*" schrie sie, schweig du nur still; du bist ein Kerl gerade wie dein Vaterunser, an dem auch weder Kraft noch Herrlichkeit ist." — Verstehen Sie das?

Nur halb.

Ich wohl, Herr Justizrath; denn es betrifft meine Confession. Unser Vaterunser eindigt nämlich, wie Sie wissen, mit der siebenten Bitte: „Sondern erlöse uns von dem Uebel," während bei Ihnen noch die Worte folgen: „Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit" u. s. w.

Nun verstehe ich.

Dieser Witz mag aber schon sehr alt sein, denn er gemahnt einen an jene finsteren Zeiten, wo solche Spott- und Schimpfreden auf Andersdenkende von beiden Seiten noch an der Tagesordnung waren.

Aber wie kommen die Leute darauf?

Ja, wie kommt man darauf — so kann man bei jedem Witze fragen, und bei den besten drängt sich diese Frage am ehesten auf. Dieser Witz klingt freilich roh genug, aber die Vergleichung an sich ist frappant und überraschend und darum unstreitig witzig. Und nun Numero zwei — kaum war ich einige Schritte weiter gegangen, als ich einen zerlumpten Kerl, dem ein Hemdzipfel zur Hose heraushing, einem Matrosen auf dessen spöttische Bemerkung: „*zeg er es, maat, je vlag hangt uit je broek*, deine Flagge hängt dir zu den Hosen heraus," zur Antwort geben hörte: „*ik wou dat*

er hondert ellen uithingen ich wünschte, es hingen hundert Ellen heraus." Und diese beiden Witze hörte ich in der Zeit von ein paar Minuten; hätte ich mich länger aufgehalten, wer weiss, was ich noch zu hören bekommen hätte? — „Sie haben ganz Recht, mein Herr, erwiderte er, dergleichen Witzworte hört man bei uns allerdings auch nicht selten und zwar gerade in dieser Sphäre, bei den Marktweibern, Eckenstehern und Matrosen u. s. w. Ja, wer es wagt, mit diesen anzubinden, der kann sich darauf gefasst machen, dass er auf seine Frage oder Bemerkung nicht bloss eine schlagende Antwort erhält, sondern auch leicht noch einen derben Witz in den Kauf obendrein mitnehmen muss. Aber auch in andern Schichten fehlt es nicht an guten Einfällen und komischen Anecdoten. So haben wir auch einmal an einem meiner Collegen in Utrecht einen zweiten Saphir gehabt, der sich die Witze auch dutzendweise vom Leibe schüttelte. Als er z. B. eines Tages gegen das Ende des Semesters in seinem Hörsaale einige Studenten erblickte, die sein Colleg zwar belegt, aber nie besucht hatten, die aber jetzt, auf das Sprüchlein: Ende gut, Alles gut, vertrauend, weil sie demnächst ihr Examen zu machen vorhatten, sich im Collegium zeigten, sagte er mit einem Spruch aus der Apostel-Geschichte: „*in het laatste der dagen zullen wij vreemde gezichten zien.*" Im Holländischen ist nämlich zwischen „Gesichte" und „Gesichter" kein Unterschied, ebenso wenig als zwischen „Worte" und „Wörter," „Bande" und „Bänder" u. ähnlichen. „Auch von einem Rotterdamer Pfarrer," fuhr er fort, „sind noch eine Menge solcher Witzworte im Umlauf. Zur Zeit, als un-

sere Trekschuiten noch florirten, wo zwischen der Entfernung von einer Wegstunde und einer Fahrstunde noch wenig Unterschied war, wo man beim Fahren an Zeit nur wenig, sondern eigentlich nur an Gemächlichkeit gewann, da fanden die Redseligen, die z. B. in Utrecht an der Waard einstiegen, um in Amsterdam *aan de heerebijt* wieder auszusteigen, auf der acht Stunden langen Fahrt Zeit und Gelegenheit genug, sich mit einander zu unterhalten und sich gegenseitig auszufragen, konnten aber den, der lieber still in sich hineingeguckt und sich mit sich selbst unterhalten hätte, auch oft recht herzlich langweilen. Das erfuhr denn eines Tages auch dieser Pfarrer, als er mit solch einem Red- und Frageligen in einer *trekschuit* fuhr und trotz der einsilbigsten Antworten, die er gab, doch von seines Reisegefährten Schwatz- und Fragelust unsäglich molestirt wurde. Jedoch ertrug er's geduldig, bis endlich der lästige Compagnon, am Orte seiner Bestimmung angelangt, indem er sich zum Aussteigen fertig machte, auf seine tausend und eine Frage auch noch die folgen liess: „Fahren der Herr Pfarrer noch weiter? Ich muss hier aussteigen. Ich bin im Westlande zu Haus." So heisst eine Gegend beim Haag. Da konnte sich doch unser Pfarrer nicht enthalten, dem guten Freunde einen Treff zum Abschied zu geben. „Ja, das hab' ich schon lange gedacht," sagte er, „denn die W e i s e n kamen aus Osten."

Sehr gut.

Die Holländer müssen sehr bibelfest sein, denn die meisten ihrer Witze scheinen in Anspielungen auf dieses Terrain zu bestehen.

Allerdings, und darum wissen Sie auch, und — wohl verstanden! — auch mit Hülfe ihrer maritimen Kenntnisse auf alle biblisch-nautischen Fragen, sie mögen so subtiler und intricater Art sein, wie sie wollen, immer die beste Antwort zu geben.

Zum Beispiel, Herr Justizrath?

Z. B. wenn man Sie fragte, an welcher Seite der Arche haben Noah und seine Frau gesessen, was würden Sie dann antworten, Herr Inspector? Sie sind zwar kein Schiffbaumeister, aber auch als Bauverständiger im Allgemeinen könnten Sie es vielleicht errathen. — Wissen Sie's, Herr Landsmann? — Auch nicht? Trotz Ihrer Virtuosität in der Silbenstecherei. Mir hat es der Sohn meines Freundes in Leiden aufgegeben, der *adelborst*, d. h. Kadett bei der Marine ist.

An welcher Seite?

Ja, an welcher Seite der Arche sass Noah mit seiner Frau? Oder, wie's im Holländischen heisst, *aan welke kant?* — Antwort: *aan de binnenkant*, an der Innenseite, denn aussen war ja das Wasser.

Aha!

Sie haben Recht, das kann natürlich niemand so gut errathen, wie der Holländer, der sein Leben lang entweder innerhalb oder ausserhalb seiner *trekschuit* sitzt.

Oder gesessen hat, wollen Sie sagen; denn die *trekschuiten liggen*, wie man im Holländischen sagt, schon lange *op het gijpen*, sie pfeifen auf dem letzten Loch.

Wissen Sie noch mehr solche geistreichen Räthsel?

Geistreich oder nicht geistreich — Sie haben Sie doch nicht errathen.

Die gehören zu denen, womit der Jude in Hebel's „Schatzkästlein" seine Zwölfer verdient hat [1]).

Ja, da fällt mir noch eines ein, das ich ebenfalls in Holland, in einer fröhlichen Gesellschaft, wo man auch Pfänder spielte und Räthsel aufgab, aufgegabelt habe, und womit ich nun auch Ihre Bibelkenntniss auf die Probe stellen will. Wissen die Herren auch, welche Stimmlage David gehabt hat?

Welche Stimme?

Ja, ob er einen Tenor, Baryton oder Bass gehabt hat? — Niemand nicht? — Eine Bassstimme hat er gehabt, denn er sagt ja selbst im hundertunddreissigsten Psalm: „Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu Dir," oder wie es bei Ihnen, in Ihrer Vulgata, heisst: *ex profundis.*

Das heisst aber doch nicht sehr respectvoll mit der Bibel umgehen, möchte ich sagen.

Ach, das sind ja unschuldige Spässe, Herr Inspector, die der Würde der H. Schrift keinen Eintrag thun können. Wer wollte daran ein Aergerniss nehmen?

Und zu Ihrer Beruhigung kann ich Ihnen auch noch sagen, dass ich den Spass aus dem Munde eines sehr würdigen Geistlichen zuerst gehört habe. Aber wir brauchen uns nicht auf dieses verfängliche Gebiet zu beschränken. Auch auf weniger stichtlichem, ich meine, erbaulichem Boden wissen die Holländer ihre Witze zu erhaschen, wie z. B. jener Contre-Admiral beweisen kann, von welchem mir dasselbe Kadettchen folgende originelle, aber freilich auch ziemlich seemännisch-ungenirte Antwort erzählte. Als Kapitän-zur-See in Ruhe-

[1]) Hebel „Schatzkästlein." Einträglicher Räthselhandel.

stand versetzt, und zwar, wie gewöhnlich — *pour dorer la pillule* — mit Rangserhöhung, mit dem Rang eines *Schout-bij-nacht*, d. h. Contre-Admirals, hatte er das Recht bekommen, einen Federbusch auf dem Hute zu tragen, zugleich aber freilich auch eine bedeutende Verringerung seines Gehalts erlitten. Nun heisst im Holländischen „einem eine Feder aus dem Schwanze ziehen" so viel wie: einem einen empfindlichen Verlust *berokkenen*, ich will sagen — zufügen. Als er daher zum König zur Audienz kam, um für seine Beförderung seinen unterthänigsten Dank abzustatten und der seiner Leutseligkeit wegen allgemein so beliebte König Wilhelm I, ihn mit den Worten anredete: „Nun Admiral, *heb ik je niet een mooie pluim*, einen schönen Federbusch, auf den Hut besorgt?" antwortete der alte Robbe: „Ja, aber auch eine schöne Feder aus dem Steiss gerupft!"

Originell!

Nicht übel war es auch, dass vor einigen Jahren ein Student in Leiden seiner langen, magern Gestalt wegen bei seinen Kameraden den Beinamen „*Holland-op-zijn-smalst*" führte, d. h. Holland, wo es am schmalsten ist. So heisst nämlich der schmale Landstrich in Nordholland, zwischen Haarlem und Alkmaar, der gegenwärtig durchgegraben wird, um Amsterdam mittelst des IJ auf dem nächsten Wege mit der Nordsee in Verbindung zu bringen. Und — um noch ein paar Altersstufen weiter hinabzusteigen — originell ist auch die Vergleichung, die jener Schüler zwischen seinem Lehrer und der Thurmuhr anstellte. Weil nämlich der Schulmeister oft an den Spielen der Kinder Theil nahm, am

Ende aber gar oft den Spass auch wieder verdarb, indem er, wenn es ihm zu bunt wurde, zur Wiederherstellung der Ordnung kurzweg Ohrfeigen austheilte, so sagte der Kleine: „Der Herr Lehrer macht's gerade wie die Uhr; erst spielt er, dann schlägt er." — Also, sagte ich, das bisher mit dem Herrn Gesprochene resumirend, also Herr Professor, habe ich ferner nicht nöthig, den Vertheidiger Ihrer Landsleute zu machen. „Auch etwas Seltenes," versetzte er, „dass ein Deutscher den Handschuh für einen Holländer aufhebt! Nun — ich bin weit entfernt, meinen Landsleuten Unrecht thun zu wollen, vielmehr will ich auch noch gerne zugeben, dass wir Ihnen, den Deutschen, im Punkte des Witzes nicht nachstehen, aber, fuhr er fort, auf den „Kladderadatsch" weisend, der auf dem Tische lag, wenn ich doch diesen betrachte — wir haben eine Wochenschrift, die, obschon nicht humorisch-satyrischer Tendenz, sondern eine Literaturzeitung und Intelligenzblatt, doch, wie der da, auch mit einem satyrischen Kupfer erscheint. Aber unter den zweiundfünfzig Nummern des Jahres giebt es kaum zehn, die einen wirklich guten, piquanten, überraschenden Einfall brächten, oder einen ächt-komischen, der des Lachens werth wäre. Die meisten dieser Witze leiden an dem Fehler, dass sie entweder zu allgemein, zu vague gehalten sind und der epigrammatischen Spitze und des Stachels der Satyre ermangeln, oder auf schon zu lang vorübergegangene Ereignisse sich beziehen und oft gar auch noch so tief liegen, dass sie eines Commentars zu ihrem Verständnisse bedürfen. Wenn aber der Witz nicht einschlägt, wie der Blitz, dann taugt er nichts. Das

kann man bei uns alle Tage gerade an diesem Blatte sehen. Da kommt z. B. einer, nimmt es in die Hand und betrachtet eine gute Weile das lustig sein sollende Bild, legt es aber — ich habe hundertmal darauf Acht gegeben — mit derselben Miene wieder weg, ohne den Mund auch nur im Geringsten zu einem Lächeln zu verziehen. Ein Zweiter kommt, ein Dritter und ein Vierter, aber alle thun dasselbe, bis endlich ein Fünfter kommt, dem die in der Tiefe verborgene *vis comica* des Kupfers aufgeht, denn seine Mundwinkel fangen an sich in die Höhe zu ziehen, jedoch immer auch erst nach ziemlich langer Betrachtung. Aber jetzt hat er's, der Stein der Weisen ist gehoben und mit triumphirenden Blicken tritt er zu seinem Nachbar: „Haben Sie's schon gesehen?" — „Ja." — „Verteufelt artig, d. h. witzig! nicht wahr?" — „Wie so? Ich habe es nicht finden können." Und jetzt kehren auch wohl die vorigen Betrachter zurück, um noch einmal hineinzusehen, während jener den Ausleger macht. Aber wiederum lacht niemand herzlich dazu, wiederum sieht man sie sich nach einander ebenso gleichgültig, wo nicht noch gleichgültiger wieder entfernen, als das erste Mal, und wenn einer doch lacht, dann lacht er dem lachenden Interpreten zu lieb. Natürlich. Sobald ich mich frage, warum ich lache, hört mein Lachen unfehlbar auf, und ebenso kann auch das bei einem Andern unmöglich Lachen erregen, was ich ihm erst als eine Lächerlichkeit vordemonstriren und zergliedern muss. Ein anderes Blatt, ein sogenanntes humoristisches Album, enthält aus eigener Fabrik ebenfalls meist schales Zeug, während auswärts entlehnte, grösstentheils schon längst bei Ihnen

oder bei den Franzosen, in den „Fliegenden Blättern" oder im „Journal amusant," im „Charivari" oder „Punch," ausgespielte Trümpfe den Rest bilden." Aber vergessen Sie nicht, entgegnete ich ihm, wie viele Tausende bei uns an solchen Blättern mitarbeiten, indem ein guter Einfall, er werde gefunden wo er wolle, sogleich dem Kladderadatsch zugesandt wird. Sie brauchen bloss den Briefkasten des Kladderadatsch einzusehen. „Das ist allerdings wahr," fuhr er fort, „und so will ich denn auch in diesem Stücke mit meinen Landsleuten nicht zu streng verfahren, wiewohl ich dann immer noch fragen darf: Warum Häuser bauen wollen, wie der reichere Nachbar, wenn man nicht genug Material hat? Aber das lasse ich mir nicht nehmen, dass bei uns viel schiefes, verfehltes, mattes Zeug gedruckt und von der Lesewelt verschluckt wird, nämlich in unsern sogenannten humoristischen Schriftstellern. Die Belege dazu könnte ich Ihnen zu Hunderten liefern. Da nennt z. B. einer eine unregelmässige Treppe ein Meisterstück, woran der Zimmermann die ganze Trigonometrie habe anschaulich machen wollen, ein Anderer eine Stadt einen Ocean von ***straatsteenen***, ich will sagen — Pflastersteinen, den Verstand einen ***korkentrekker*** d. h. Pfropfenzieher der Wissenschaft, wieder ein Anderer spricht von dem ***kachelpijphoed der beschaving***, vom Ofenrohrhut der Cultur, und statt zu sagen, er habe seinen Freunden beim Billardspiel zugesehen und zugleich Acht gegeben, ob der Marqueur auch richtig addire, sagt er: Ich übernahm die Rolle eines ***Controleurs op de arithmetica van den marqueur*** u. s. w. Solch schiefes, fades, läppisches Zeug soll witzig und

geistreich sein. Geistreich sind freilich diejenigen Schriften, in welchen dem Leser neben dem Hauptgedanken noch ungesucht und gleichsam spielend eine Menge belebender, auffallender, Interesse erweckender Vorstellungen, Vergleichungen und Bilder zugeführt werden, aber Controleure und Arithmetiken sind so interessante Bilder nicht, und auch keineswegs so poëtisch, dass sie die erbärmliche Situation solch eines Auscultanten zu einem erträglichen Anblick machen könnten. So nannte sich auch zur Zeit einer meiner Collegen einen „Conducteur auf einer akademischen Diligence," seine „Kakographie" einen *„negativen Guide des Voyageurs op de reis door het taal- en stijlgebied,"* die octroyirte Orthographie *„eene spellingskerk,"* d. h. wörtlich eine Rechtschreibungskirche, und was dergleichen Einfälle mehr sind, bei denen man, auch mit dem besten Willen, nicht lachen kann, weil sie nicht überraschend, nicht gefunden, sondern gemacht, aus der Feder gekaut sind. Auch bei uns ziehen sich die Humoristen am liebsten auf das Still- und Kleinleben zurück, wie Ihr Jean Paul, umhängen es aber, wie gesagt, in der Meinung, dadurch dem trivialen, für den Leser höchst gleichgültigen Zeug, das sie zu erzählen haben, Interesse zu verleihen, mit solchen bunten Lappen volltönender Worte und weit hergeholter und zugleich meist schielender Vergleichungen, und glauben dann mit solchem seichten Witz, nebst peinlicher Schwatzhaftigkeit und aus allen Löchern mit ihrem „Ich" herausguckender Selbstgefälligkeit sich einem Swift oder Sterne an die Seite setzen zu dürfen, nicht ahnend, welche ungeheure Kluft zwischen ihnen befestigt ist.

Denn während jene ächten Humoristen grosse Gedanken und kleine Dinge zusammensetzen, setzen diese kleine Dinge und grosse Worte zusammen, wodurch nur Schwulst und Aufgedunsenheit erzeugt wird." — Auf diese Weise unterredeten wir uns noch eine gute Weile recht angenehm, und ich hatte auch jetzt wieder Gelegenheit, an diesem Herrn dieselbe zwiefache Bemerkung zu machen, die ich auch schon in Holland mehrfach gemacht hatte, nämlich erstens die, dass, wie es unter den Holländern viele giebt, die mit ihrem Vaterlande so übertrieben eingenommen sind, dass sie sich nur schwer überzeugen könen, dass etwas anderwärts besser sei, als bei ihnen, so auf der andern Seite auch wieder Andere ihre Landsleute in mancher Hinsicht zu streng beurtheilen, wie eben der Herr da, dass aber zweitens dieselben strengen Kritiker in der Regel nur so lange auf ihrem Urtheile beharren, als man ihm widerspricht oder Zweifel dagegen erhebt, indem sie, wenn man ihnen beipflichtet oder gar den Schein annimmt, als wolle man sie im Tadel ihrer Landsleute noch überbieten — ein Spass, den ich mir mehrmals gemacht habe — sogleich wieder umsatteln und ebenso eifrig ein Stück ihres Tadels nach dem andern wieder zurücknehmen, bis am Ende nichts mehr davon übrig bleibt.

Jedenfalls eine höchst ehrenwerthe Gesinnung.

Allerdings, nur macht sie auf den, der die Debatte als Unparteiischer überschaut, leicht einen komischen Eindruck. — Ich habe dabei oft gedacht, ob es nicht der Mühe werth wäre, zu untersuchen, zu welcher Klasse von Einwohnern diese Art von Beurtheilern gehöre,

ob zu den Aborigines oder, um mich des Mommsen'schen Monstrums zu bedienen, zu den „Vonanfanganern," oder zu den von deutschen Einwanderern Abstammenden.

Wie so, Herr Justizrath?

Ob denselben nicht noch etwas von der in uns Deutschen wurzelnden Unart, das Heimische schlechter, das Fremde besser zu finden, im Magen stecke, das aber doch allmählig von holländischer Art verdrängt zu werden anfange, indem sie in ihrem Urtheil auf deutsche Manier beginnen, um auf holländische zu endigen. Ich bin überzeugt, dass das auch bei diesem Herrn am Ende noch der Fall gewesen wäre, wenn wir uns noch länger bei diesem Thema aufgehalten hätten. Indessen trug er *voor als nog*, ich meine — vor der Hand, als wir auf die Stegreifgedichte, oder, wie die Holländer sie nennen, auf die *extempore's* oder *gedichten voor de vuist* zu sprechen kamen und ich behauptete, ein von ihm angeführtes, einem gewissen Dichter Boddaert zugeschriebenes derartiges Gedicht sei eine Annexion eines Schubart'schen, wiederum keinen Augenblick Bedenken, meiner Ansicht beizutreten, und zwar entschiedener, als ich ihr selbst traute.

Und zwar — was war das, Herr Justizrath?

Die Holländer erzählen nämlich dasselbe von ihrem Boddaert, was man sich bei uns von Schubart erzählt, es sei einmal in einer lustigen Gesellschaft einer der Gäste auf den Einfall gerathen, ein Goldstück in Boddaert's Glas zu werfen, mit dem Bedeuten, wenn er, ohne sich zu besinnen, einen Vers darüber mache, so dürfe er dasselbe behalten, und Bod-

d a e r t, so wie er das letzte Wort aus dem Munde des Gastes vernommen, habe das Glas ergriffen und ganz geläufig und wie in e i n e m Athem gesprochen:

„Twee Goden in een glas — wat zal ik daarvan maken?
'k Steek Plutus in mijn zak, en Bacchus in mijn kaken."

Kaken? Was ist das?

Ja, das klingt in deutschen Ohren ziemlich platt. *Kaken* sind die Kinnladen. In S c h u b a r t's Fassung, wo aber von einem Ring die Rede ist, lautet es edler:

„Zwei Götter können sich zusammen nicht vertragen,
Drum Plutus an die Hand und Bacchus in den Magen."

Und wie lautet der zweite Act im Holländischen?

Da besteht der Spass nur aus e i n e m.

Bei S c h u b a r t, wenn ich mich recht erinnere, folgt noch die Zurückgabe des Ringes?

Aufzuwarten. Nachdem S c h u b a r t den Ring ein paar Augenblicke lächelnd betrachtet hatte, zog er ihn wieder vom Finger und gab ihn dem Eigenthümer zurück mit dem Worten:

„Nicht das Metall, das glatt durch schmutz'ge Hände rollt,
Dem Dichter ziemt des Weins, der Saiten reines Gold.
Dies nur gewähre mir, Apoll, und bleib mir hold!
Und hier, Herr Amtmann, hier! — behalten Sie Ihr Gold!"

Schön! Es ist doch etwas Wunderbares um die Gabe der Improvisation, um diese Schnelligkeit des menschlichen Geistes, so in einem Nu zwischen zwei, wenn ich so sagen darf, ganz heterogenen Dingen, wie hier zwischen einem Glase Wein und einem Ring, eine

witzige Beziehung zu finden und diese auch sogleich in eine entsprechende metrische Form einzukleiden.

Allerdings, Herr Inspector. Aber wissen Sie auch, woran dieses Impromptu einen erinnert.

Wie so, Herr Justizrath? Wenn ich bitten darf.

An eine Romanze von Goethe.

Von Goethe?

„Der Sänger."

Es ist wahr, Sie haben Recht.

Ist es nicht, als hätte Goethe dieses Schubart'sche Impromptu bei seiner Romanze vor Augen gehabt?

Ja, ja. Der König schenkt dem Sänger eine goldene Kette, der aber lehnt sie ab mit den Worten:

„Die goldne Kette gieb mir nicht.
Die Kette gieb den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gieb sie dem Kanzler, den du hast,
Und lass ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt.
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
Lass mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen."

Ein schöner Gedanke, der sowohl diesem Goethe'schen Gedichte, als diesem Schubart'schen Impromptu

zu Grunde liegt, dass der wahre Lohn des Dichters in der Freude des Schaffens bestehe! — Nun ist aber die Frage, welchem von beiden, dem holländischen oder dem deutschen Stegreifsänger, die Ehre der Priorität zukomme, wer den andern annectirt habe. Hätte Schubart gleichzeitig mit Boddaert gelebt, dann würde ich keinen Augenblick Anstand nehmen, ihm die Ehre zuzuerkennen, weil Schubart den holländischen Dichter gewiss nicht gekannt hat, der holländische aber ohne Zweifel den deutschen, wie wir ja bis auf den heutigen Tag von der holländischen Literatur wenig oder keine Notiz nehmen, die Holländer aber mit der unsern sehr vertraut sind, und Schubart's Schicksale sowohl, wie seine Gedichte, sind zu ihrer Zeit in Holland sehr bekannt gewesen. Nun hat aber Schubart nach Boddaert gelebt. Boddaert ist schon i. J. 1760 gestorben, als Schubart erst zwanzig Jahre alt war. Wie nun? Es ist nämlich jedenfalls undenkbar, dass dasselbe Impromptu zweimal hinter einander gemacht worden.

Könnte es nicht etwa so zugegangen sein, dass das Schubart'sche, in's Holländische übersetzt, in Holland allmählig dergestalt einheimisch geworden wäre, dass man es, mit leichter Verwechslung der so ähnlich lautenden Namen Boddaert und Schubart, am Ende dem ersteren zugeschrieben hätte?

Dieselbe Vermuthung stellte auch der holländische Herr auf. Nur habe ich meinestheils dann noch immer den Scrupel, dass die ersten Zeilen des zweiten Stückes von Schubart viel weniger auf einen Ring, als auf ein Goldstück passen. Man kann doch von einem Ringe

nicht wohl sagen, dass er durch die Hände gehe. Und gar die „schmutzigen" Hände! Goldene Ringe und schmutzige Hände reimen nicht zusammen, und jedenfalls wäre dieses Epitheton zu allererst kein Compliment für den Herrn Amtmann gewesen, weder im wörtlichen, noch, oder vielmehr am allerwenigsten, im tropischen Sinne. Ich weiss nicht, was ich zu der Sache sagen soll. Mit andern Worten: *hic haeret aqua*, oder, wie die Holländer sagen, *hier staat de lezer stil.*

Oder noch besser: Hier stehen die Ochsen am Berge.

Gut, Herr Landsmann! Und treten Sie dann auch nur gleich in Reih' und Glied. Denn Sie wissen doch auch nicht zu helfen.

Hier hat immerhin eine Annexion stattgefunden, sollte ich meinen.

Allerdings, Herr Inspector, aber von wem? Das ist die Frage: Hat Heinz den Kunz oder Kunz den Heinz annectirt?

Wollten Sie auch mich einmal fragen, dann —

Warum nicht, Herr Landsmann, lassen Sie hören.

Dann wäre mein unmaassgeblicher Vorschlag in dieser hochwichtigen Angelegenheit, in welcher es sich um die Ehre zweier Nationen handelt —

Nun, was wird da herauskommen?

Wir stellten uns vor allen Dingen auf einen ganz neutralen Standpunkt.

Ah so, haben Sie wieder einen Standpunkt?

Allerdings. *Da mihi pou sto*, sagte jener Philosoph, gebt mir nur einen Standpunkt. Das ist auch mein Grundsatz.

Nun denn! Was meinen Sie also?

Dass ich vorläufig und bis auf Weiteres, bis vielleicht ein glücklicher Zufall in dieser Sache mehr Licht verbreitet, annehmen möchte, dass Beide Schuld haben, dass Einer den Andern annectirt hat?

Dachte ich's nicht!

Der Herr Kameralverwalter sind eben für den Frieden, wie es scheint.

Mit dem andern Herrn — das war ganz bestimmt ein Vonanfanganer — hatte ich schon einen härteren Stand, zumal als er unter andern auch einmal gewaltig gegen Jean Paul zu Felde zog, indem er zwar allerdings zugab, was ich und sein Landsmann den Holländern in der Humoristik vorgeworfen, die Schuld aber hauptsächlich dem Einflusse Jean Paul's zuschreiben wollte. Der habe seine Landsleute mit seinem „geschmacklosen Blümeln und Haschen nach Metaphern, mit seinem Bilderluxus und Arabeskenkram, mit seiner Breitgeschwätzigkeit und Stilverwilderung" u. s. w. auf diesen Holzweg gebracht. Wiewohl nur mit halbem Herzen, nahm ich mich doch zum Schein alles Ernstes unseres Jean Paul an, ja sogar des confusen und profusen Hippel, um den ich sonst, unter uns gesagt und mit dem alten Fritz zu reden, keinen Schuss Pulver gebe.

Und ich — keine Prise Tabak, und zwar schon darum, weil er sich mit der Emancipation der Weiber abgegeben hat.

So führten wir in der kühlen Trinkhalle noch eine gute Weile ein recht lebhaftes Gespräch, liessen uns jedoch von dem Feuer unserer Debatte keineswegs so weit hinreissen, dass wir nicht schliesslich noch

zur Annexion eines herrlichen Rehbratens geschritten wären.

Das war zehnmal gescheiter, als über solche gelehrte Quisquilien zu nergeln und zu quengeln. Meinetwegen mögen die Holländer — um wieder auf meinen unparteiischen, auch die grösstmögliche Toleranz involvirenden —

Standpunkt, wahrscheinlich?

Zurückzukehren, den ganzen Schubart mit Haut und Haar annectiren. Ich habe nichts dagegen; Sie, Herr Inspector?

Sie verzeihen, Herr Kameralverwalter, das möchte ich doch nicht so — unbedingt — Schubart —

Sehr gut, Herr Inspector! Denn mit Schubart würden uns die Holländer bei weitem nicht das Schlechteste nehmen. Unser Schubart war, wie kein alltäglicher Mensch, so auch gar kein gewöhnlicher Dichter. Im Gegentheil sind mehrere seiner Gedichte von der Art, dass sie unseren besten Dichtern zur Ehre gereichen könnten. Aber das ist *tot daaraan toe,* sagt der Holländer, d. h. lassen wir das vorläufig dahingestellt und auf sich beruhen und —

Bleiben wir beim Rehbraten.

Mit Vergnügen, wenn das auch Ihr Geschmack ist, zugleich aber auch darum, weil derselbe Rehbraten uns auch noch zu einem andern interessanten Gespräche Veranlassung gegeben hat, das ich Ihnen auch noch mittheilen will. Unterm Essen kamen wir nämlich, so wie hier soeben, so auch damals der respectiven Nationalküche so nahe, dass sich unwillkürlich auch zwischen diesen Herren und mir ein Gespräch dar-

über entspann, woran sich nun hauptsächlich auch wieder der letztgenannte Herr eifrig betheiligte, der ebenfalls in London und auch in Paris gewesen war. Auch er war so ziemlich Ihrer Meinung, Herr Inspector, was die englische Küche betrifft, liess auch unserer deutschen alle Gerechtigkeit widerfahren, fasste aber das Ergebniss seiner zwischen der holländischen und deutschen Küche angestellten Vergleichung, die den gründlich-erfahrenen Kenner verrieth, zuletzt in diesen Worten zusammen: „Unsere holländische Küche, mein Herr, neigt sich im Allgemeinen mehr zur französischen, als zur deutschen hin, gleichwie auch unsere nationalen und politischen Sympathien mehr auf französisches, als auf deutsches Wesen gehen."

Ei?

Wie so?

Das will ich Ihnen erklären.

IX.

Aber, Herr Justizrath, Sie versäumen das Essen ganz, wenn ich so frei sein darf, Sie daran zu erinnern.

Ach, ich bin schon so ziemlich fertig. Etwas Suppe und etwas Rindfleisch — damit kann ich's bei der gegenwärtigen Hitze weit bringen.

Aber der Durst, Herr Landsmann, der Durst! Nicht wahr?

Ja, der setzt mir gewaltig zu. Drum schenken Sie auch ein. Also zur Hauptsache. Sie müssen wissen, dass wir Deutsche als Politiker bei den Holländern nicht sonderlich hoch angeschrieben stehen. Sie lassen unserem Verstande, unserem Geist, unserem Fleisse, unseren Kenntnissen, unseren Leistungen in Kunst, Wissenschaft, Industrie u. s. w. alle Gerechtigkeit widerfahren, ja sie haben in dieser Hinsicht allen Respect vor uns, aber von unserem politischen Verstande haben sie keine hohe Meinung, so wie auch nicht von unserem Character.

Was sagen die Holländer denn von unserm politischen Verstande?

Darauf kann ich Ihnen am besten mit den Worten eben dieses Herrn dienen, der sich, als wir auch auf die denkwürdigen Jahre 1848 und 1849 und über den letzten Krieg zu sprechen kamen, schliesslich folgendermaassen vernehmen liess: „Mit einem Worte," sagte er, „kein Volk auf der Welt versteht die Kunst, eine günstige Lage der Dinge sich gründlich zu verderben, so gut, wie ihr Deutsche. Ja, im Schwärmen, im Festefeiern, im Redenhalten und gelegentlich auch im Schimpfen auf uns leistet ihr was Tüchtiges, das muss man gestehen. Wenn es aber auf's Handeln ankommt, wenn ihr in einer nationalen Frage Entschluss und *vastberadenheid*, ich meine — Entschiedenheit und Festigkeit an den Tag legen sollt, dann wissen wir schon voraus, wie's endigen wird — wie das Hornberger Schiessen. Das haben wir im Jahre 48 gleich prophezeit. Da hattet ihr das Heft in Händen, habt aber, statt zu handeln, ellenlange Reden gehalten, ganze Abhandlungen vorgelesen u. s. w. Darum stünde es euch jetzt auch weit besser an, dass ihr dem Manne, der die Kraft und den Muth besitzt, sich an den sausenden Webstuhl der Zeit zu setzen und allein ein Stück eurer Geschichte zu weben, statt zu fluchen, höchlich danktet, dass er euch der Mühe des Handelns überheben will." — „Ferner," sagte er, „in eurem eigenen Hause lasset ihr, 40 Millionen, euch nach wie vor von Euren Ministern, Junkern, Muckern u. s. w. ich weiss nicht was alles gefallen, seid aber sogleich bereit mit euren Nachbarn, z. B. den Dänen, Händel anzufangen, wegen einer Handvoll, wie es hiess, gedrückter Holsteiner, oder mit uns, wegen eines Häufchens Luxem-

burger. Da haltet ihr in Berlin zu ihren Gunsten Volksversammlungen, wo es wohl wieder an schönen Phrasen und poëtischen Floskeln: „So weit die deutsche Zunge klingt" — es ist, Gott sei bei uns! eine schöne deutsche Zunge, die Luxemburgische — und gewiss auch an Scheltworten auf Minheer nicht gefehlt haben wird. Sogar die Baiern haben sich über ihr Bier hinaus verstiegen und den Luxemburgern ihre Sympathie bezeugt, die Hannoveraner aber haben sie im letzten Krieg schön im Stich gelassen. Mit einem Worte, immer schiesset ihr über's Ziel hinaus. Fegt doch zuerst vor eurer eigenen Thüre und lasset eure Nachbarn in Ruhe. Machet zuerst eurer eigenen Zerrissenheit ein Ende, ehe ihr an eines Andern Zeug etwas flicken wollet." — Was sollte ich dagegen sagen?

Nun, Herr Justizrath, was unsere Zerrissenheit betrifft — davon ist durch den preussischen Ausfall doch ein gutes Stück verschwunden. Wir gehen ja der Einheit im Galopp entgegen.

Ach, bleiben Sie mir doch mit dem Thema vom Leibe!

Sie haben Recht, Herr Justizrath. Nein, Herr Kameralverwalter, darin möchte ich Ihnen auch nicht unbedingt beipflichten. Das ist mir eine schöne Einheit, wo die einen, die Hannoveraner, die Hessen, die Nassauer und die Frankfurter bei den Haaren herbeigerissen und die andern, wie z. B. wir Sachsen, so zu sagen, mit dem Bajonett auf der Brust zum Bündnisse gezwungen worden, um von unseren östreichischen Brüdern gar nicht zu reden, die für immer aus dem Bunde gleichsam hinausgetreten worden sind.

Aber was haben die Holländer denn an unserem Charakter auszusetzen?

Nichts Geringeres, als dass sie uns Hochmuth und kriechendes Wesen zur Last legen.

Wie so? Hochmuth und Kriecherei? Wie soll das zusammenreimen? Das sind ja Extreme.

Dem Scheine nach, ja, aber in Wahrheit nicht. Da passen sie sehr gut zusammen. Müssen wir uns den Vorwurf des Hochmuths gefallen lassen, dann müssen wir auch das andere Compliment hinnehmen.

Aber ich dächte, Herr Justizrath, das wären zwei einander ebenso — ich möchte sagen, direct- oder conträr-entgegengesetzte Eigenschaften, wie Geiz und Verschwendung.

Nicht doch, Herr Inspector. Mit dem Hochmuth ist ja nothwendig Geringschätzung Anderer und das Ansinnen verbunden, dass Andere ihre Achtung gegen uns durch Wegwerfung ihrer selbst bezeigen sollen. Der Hochmüthige verräth demnach immer auch eine geheime Niederträchtigkeit, da er andern nicht ansinnen würde, sich in Rücksicht auf ihn zu erniedrigen, wenn er sich nicht in veränderten Verhältnissen einer gleichen Erniedrigung fähig fühlte. Nun mag es nach dem, wie wir gewöhnlich auf die Holländer aus der Höhe herabsehen, indem wir sie bald die Chinesen des Westens nennen, bald des engbrüstigsten Egoismus, des kleinlichsten Krämergeistes beschuldigen, bald sogar das berüchtigte „*canaux, canards, canaille*" aufwärmen, in Bezug auf den Hochmuth seine volle Richtigkeit haben, was aber das kriechende Wesen betrifft, so mag das Meiste bei den Holländern doch wohl auf einem Miss-

verstande beruhen. Kommt nämlich der Holländer dem Deutschen, der ihn nicht näher kennt, steif, eckig, ja wohl gar bäurisch vor, weil er ihm zu wenig Complimente macht, so kommt der Deutsche dem Holländer leicht zu unterthänig und kriechend vor, weil er ihm deren zu viele macht. Z. B. Titulaturen und Redensarten, wie sie bei uns in Briefen üblich sind, als: „Hochgeborner Graf, gnädiger Graf und Herr! Ich eile Euer Hochgräflichen Gnaden pflichtschuldigst Bericht zu erstatten," oder „Hochwohlgeborner Freiherr, gnädiger und hochgebietender Herr! Euer Hochfreiherrlichen Gnaden haben mein unterthänigstes Gesuch in Gnaden stattfinden lassen," — „ich ersterbe in tiefster Ehrfurcht," oder wenn einer statt: Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin und Fräulein Tochter, schreibt: „Legen Sie mich Ihren Damen zu Füssen" u. dergl. — das lässt sich gar nicht in's Holländische übersetzen, und bei der Anrede: „Allerdurchlauchtigster, Grossmächtigster König, Allergnädigster König und Herr!" kann kein Holländer sich des Lächelns enthalten.

Wie lautet denn bei ihnen solch eine Anrede.

Mit einem Worte: „Sire!" Bei Bittschriften aber bleibt auch das weg und wird bloss obenhin gesetzt: „An seine Majestät den König!" und unmittelbar darunter: „*Geeft met verschuldigden eerbied te kennen* N.N., *dat* —" u. s. w. folgt der Inhalt des Bittschreibens. Und die Schlussformel lautet: „*'t welk doende enz. N. N.*;" weiter nichts.

Und dieses *'t welk doende?* Was soll das bedeuten?

Das heisst eigentlich und ursprünglich: „*hetwelk doende, zult gij wel doen,*" d. h. mit andern Worten,

wenn Eure Majestät das thun, um was ich bitte, dann werden Eure Majestät wohl thun. Unter Tausenden weiss aber jetzt kaum einer, dass diese Worte das ursprünglich bedeutet haben. Jetzt sind sie zur blossen Schlussformel geworden, etwa wie bei uns in gewöhnlichen Briefen das „Mich damit u. s. w."

Nun, das ist Alles kurz genug.

Dieselbe Einfachheit herrscht auch in der Sprache des Umgangs. Hat z. B. einer in Holland einem angesehenen Herrn eine Bitte vorzutragen und der Herr erscheint, dann kann er so anfangen: „*Uw dienaar, Mijnheer! Neemt mij niet kwalijk*, d. h. nicht übel, *dat ik u een oogenblik lastig val. Ik heb een verzoek*, ein Gesuch, *aan u.*" — „*En dat was?*" lautet die Antwort. Oder, wenn man in Rang und Stand dem Herrn näher steht, dann sagt man etwa: „*Uw dienaar, Mijnheer N.! Hoe vaart gij? Doe ik u ook voor een oogenblik belet?*" d. h. haben Sie ein paar Augenblicke für mich? *Ik wilde u iets verzoeken;*" und dann lautet die Antwort: „*Neemt plaats, Mijnheer.*"

Nun, mehr sagen wir ja auch nicht.

Nicht mehr? — Dann will ich Ihnen einmal ein Exempel und Muster vom Gegentheil mittheilen, womit letzthin ein junger Candidat seine Bitte um meine Verwendung für ihn eingeleitet hat. Der fing so an: „Gehorsamster Diener, Herr Justizrath! Darf ich mir die Freiheit nehmen, Sie einige Augenblicke mit einem Ansuchen zu incommodiren? Als ein völlig Unbekannter sollte ich freilich grosses Bedenken tragen, Ihnen beschwerlich zu fallen, allein ich habe schon so viel von Ihrer herablassenden Güte und nachsichtsvollen

Denkungsart gehört, dass mein Vertrauen zu Ihrer gütigen Verzeihung ebenso gross sein muss, als meine Hoffnung auf Ihre wohlwollende Berücksichtigung der Bitte, welche ich Ihnen vorzutragen wünsche."

Nun, das war ja nicht übel stilisirt.

Allerdings, und ich muss aufrichtig gestehen, dass der junge Mann mit seinem Complimente gar keinen ungünstigen Eindruck auf mich gemacht hat, vielmehr einen ebenso günstigen, als er — um in seiner Construction zu bleiben — auf einen Holländer gewiss einen ungünstigen gemacht haben würde.

Warum, Herr Justizrath?

Weil das eben in seinen Ohren entweder zu unterthänig oder zu schmeichlerisch klänge und alle Unterthänigkeit und Schmeichelei ihm zuwider ist. Dieser unser gedrechselter Complimentenstil, nebst unserer pflichtschuldigen, in seinen Augen aber ebenfalls zu submissen, Haltung im Umgange mit Höhergestellten, trägt gewiss das Meiste zu dem ungünstigen Urtheile bei, das er in Bezug auf unsern Character über uns fällt. Nur allzu leicht hält der Holländer eine solche *captatio benevolentiae*, wie die meines Candidaten, für *flikkeflooierij*, d. h. für Fuchsschwänzerei, und die demüthige, devote Haltung, in welcher er sie vorbrachte, für Kriecherei.

Aber das ist es ja doch eigentlich nicht. Man wirft sich ja beim Gebrauche solcher und ähnlicher Höflichkeitsformeln und Anstandsgebärden noch nicht weg, wenn sie auch etwas unterthänig lauten und aussehen.

Natürlich. *Verba valent sicut nummi.* Jeder weiss ja,

was der Cours solcher Worte ist, wie weit sie wörtlich oder nicht aufzufassen sind.

Das ist ja lauter Mode und Convenienz. Darin möchten uns die Holländer doch Unrecht thun, Herr Justizrath.

Gut. Aber eben darum haben auch wir unsererseits wieder das Recht nicht, den Holländern darum, weil es bei ihnen die Mode mit sich bringt, der *beleefdheid*, ich meine — der Höflichkeit zu Liebe nicht so viel Worte zu verlieren und die Farben des guten Schicks nicht so hoch aufzutragen, das vorzuwerfen, was unter andern im „Conversations-Lexicon" von ihnen gesagt wird, nämlich, dass sie weniger mit der feinern Lebensart vertraut seien.

Das ist freilich auch wieder kein Compliment.

Wenn bei uns eine Dame ihre Schmachtlocken oder ihren von vorne zerzausten, von hinten ausgekämmten Chignon eine Elle lang über den Rücken hangen lässt, wie ein Curassier seinen Rossschweif, eine Holländerin dagegen sich mit einer halben Elle begnügt, so können darum beide dennoch gleich fein frisirt sein. Viel Worte machen und mit ausgesuchten Phrasen um sich werfen, macht ja den guten Ton nicht aus, und auch das Ceremoniöse und Geschniegelte thut es ja nicht. Im Gegentheil pflegt man sich ja in den Kreisen, wo der feinste Ton herrscht, in Hinsicht auf Ceremoniell und Phraseologie gerade auf ein sehr geringes Maass zu beschränken und sich in Worten sowohl als in Gebärden immer am freiesten und ungezwungensten gehen zu lassen. Und dasselbe habe ich auch immer in Holland gefunden. Nein, wenn irgendwo, so weis man

dort, was zur feineren Lebensart gehört. Es müsste ja auch wunderlich zugehen, wenn ein Volk, das einmal solch einen hohen Rang unter den Nationen Europa's eingenommen hat, das sich solch eines bedeutenden Wohlstandes erfreut, und sich desselben nicht erst seit heute und gestern erfreut, das nicht aus einem zusammengewehten Haufen von Abenteurern und Parvenu's besteht, die gestern hinter dem Schubkarren gelaufen haben und heute in einer Equipage sitzen, das an der grossen Heerstrasse des Weltverkehrs wohnend, mit aller Welt in Berührung kommt, Reisende aus allen Weltgegenden bei sich ein- und ausziehen sieht und das selbst gerne reist, wo von jeher auf die Erziehung und Bildung der Jugend, und nicht am wenigsten auf ihre äussere, auf den Schliff, die sogenannte Politesse, die grösstmögliche Sorgfalt verwendet wurde und noch verwendet wird, wenn die ihren Nachbarn an feinerer Lebensart nachstehen sollten. — Sonderbar, dass wir in unserm Urtheil über die Holländer immer so ungerecht sind. Wir sind immer zehnmal eher geneigt, den Franzosen und den Engländern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, als ihnen. Hat es doch beinahe den Anschein, als wollten wir sie recht geflissentlich zu Feinden machen. Und wir könnten doch die besten Freunde an ihnen haben. Denn so wie ich die Holländer kennen gelernt habe, bin ich überzeugt, dass sie jeden Beweis von Zuneigung unsererseits mit einem zwiefachen ihrerseits beantworten würden.

Aber die Holländer machen es ja mit uns auch nicht besser, Herr Justizrath.

Wie so?

Wir stehen ja, wie Sie selbst sagen, bei ihnen auch nicht sonderlich gut angeschrieben.

Das danke Ihnen der Kukuk! Wir machen es auch darnach. „Die Leute halten nicht auf mich," sagte Eulenspiegel, „ich verdiene es aber auch nicht um sie." Dasselbe könnten auch wir von uns sagen, wenn von der Abneigung der Holländer gegen uns die Rede ist. Unsere ewigen Sticheleien und Witzeleien auf „Minheer" — wiewohl — dabei zucken sie höchstens die Achseln, und, so viel ich weiss, hat es noch keiner für der Mühe werth gehalten, die Feder zu ergreifen und darauf zu antworten, aber wenn es geschieht — und das ist leider, zu unserer Schande muss ich es sagen, schon mehr als einmal vorgekommen — dass Leute hinterher über sie spotten, die Jahre lang ihrer Gasttreundschaft, ihres Zutrauens und Wohlwollens genossen haben, dann sind sie freilich so gutmüthige Narren auch nicht, dass sie die Niederträchtigkeit solch eines undankbaren, perfiden Betragens nicht von ganzem Herzen verabscheuten und sich darüber ärgerten.

Und das von Rechtswegen.

Das meine ich auch, Herr Justizrath. Wem sollte da die Galle nicht überlaufen? Und da muss eben wahrscheinlich auch wieder der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden.

Wie verstehen Sie das, Herr Inspector? — Dass man es unsere in Holland ansässigen Landsleute entgelten liesse? Als ob die Deutschen in Holland nicht wohl gelitten wären? — Keineswegs, nicht in der Ferne.

Auch solcherlei Kränkungen können dem Edelmuthe der Holländer keinen Eintrag thun. Dessenungeachtet schätzt und liebt man den Deutschen, den man von guter Seite kennen gelernt hat, im Lande ebenso sehr, wie jeden Eingebornen auch, und macht selbst, wie unter andern die vielen an höheren und niederen Lehranstalten angestellten Deutschen bezeugen können, in keinerlei Hinsicht, z. B. bei Besetzung von Aemtern, wenn sie sich einmal da eingebürgert haben, den geringsten Unterschied zwischen ihnen und den eigenen Landsleuten. Aber den Deutschen im Allgemeinen, der Raçe, so zu sagen, ja, der ist man eher abgeneigt, als geneigt; aber auch nicht weiter, nicht mehr. Wenn daher Scherr in seiner allgemeinen Geschichte der Literatur und die „Kölnische Zeitung" der letztverflossenen Jahre behaupten, die Holländer seien gegen die Deutschen feindselig gesinnt, dann ist das in Bezug auf Scherr eine höchst sonderbare Behauptung, in Bezug auf die „Kölnische" aber eine Insinuation, die einen in Versuchung bringen könnte, an die Taktik derer zu denken, die ihren Feind, ehe sie ihn anfallen, erst gehässig und verächtlich zu machen suchen. Es ist wahr, die Holländer fühlen, wie gesagt, keine Sympathie für uns, ihre stammverwandten Brüder, und haben, wie ich Ihnen soeben auch gesagt, auch gar keine Ursache, in uns verliebt zu sein, aber die „feindselige Gesinnung" muss ich entschieden zurückweisen, denn nicht allein habe ich selbst niemals die geringste Spur davon entdeckt, sondern auch von allen meinen dortigen Freunden, die meist schon eine geraume Zeit im Lande wohnen,

habe ich nie mit einer Silbe darüber klagen hören. Ueberdiess irrt sich Scherr auch darin gewaltig, dass er den Grund dieser, wie er meint, feindseligen Gesinnung der Holländer zum Theil in derselben Gesinnung ihres berühmten Dichters Bilderdijk sucht, der um die Wende dieses und des vorigen Jahrhunderts gelebt hat. Dieser Dichter, der die deutsche Literatur mit dem verknöcherten Hasse eines Hypochonders gehasst habe, der habe den Holländern grossentheils diese feindselige Gesinnung eingeflösst. Ein komischer Einfall. Das kann, gesetzt auch, es hätte mit der feindseligen Gesinnung seine Richtigkeit, schon darum nicht wahr sein, weil es diesem Dichter bei seinen Landsleuten gerade so gegangen ist und noch geht, wie unserem Klopstock bei uns, dass er nämlich zwar von Jedermann himmelhoch erhoben, aber von Niemand gelesen wird. Von meinen vielen Bekannten in Holland kannte ihn wenigstens keiner weiter, als beim Namen. Ja ein oder das andere Gedicht hatten sie hie und da, vielleicht in einer Anthologie gelesen, von seinen prosaischen Werken aber — und in diesen müssten die Invectiven gegen uns stehen — wusste mir niemand etwas zu sagen. Nein, statt die Schuld bei den Holländern zu suchen, sollte man lieber zuerst bei uns nachfragen. Dann könnte man, wenn nun doch einmal einzelne Personen die Schuld tragen sollen, diese zu Dutzenden bei uns finden. Dann hatte Scherr unter andern sich selbst zuerst fragen sollen, ob denn die Holländer, denen seine Literaturgeschichte zu Gesichte kommt, worin er mit bitterer Ironie nicht nur über einen ihrer bedeutendsten und beliebtesten Schriftstel-

ler, sondern auch über sie im Allgemeinen spricht, das nur so lammherzig hinnehmen können, ohne sich dadurch tief gekränkt zu fühlen. Dann braucht man, um von früheren, z. B. von Wienbarg u. A., nicht mehr zu reden, nur an die „Kölnische Zeitung" und den „Kladderadatsch" zu denken. Wie hatten es die zur Zeit der Luxemburgischen Affaire auf die Holländer versehen! Aber das Alles ist noch nichts bei dem, was einer der guten Freunde in Berlin — und wenn ich mich recht entsinne, war es sogar im Norddeutschen Parlement — sich zu sagen erfrecht hat: da man keine Kolonien habe, so müsse man eben auch Holland annectiren! — Da mag der Teufel gut Freund bleiben! — Ja, dass sie's darnach gelüstet, nach solch einem fetten Bissen, ja, das glaube ich gerne, und dass sie den Wunsch es zu besitzen, laut werden lassen, das ist verzeihlich — schon Varnhagen van Ense in seinen Tagebüchern hat so ein Wörtchen darüber fallen lassen; aber dass ein Abgeordneter sich so weit vergessen und in solch einer Versammlung, alles Gefühl für Recht verläugnend, es wagen kann, solch einen, an einem friedlichen Nachbar zu verübenden Raub zur Sprache zu bringen, das ist unverzeihlich.

Allerdings, Herr Justizrath, ganz richtig!

Wo soll da eine freundschaftliche Gesinnung herkommen, wenn man so von sich sprechen hört?

Ja, solche Freunde können mir auch gestohlen werden.

Und Holland preussisch! Das wolle Gott verhüten.

Das gäbe Mord und Todtschlag, vom Morgen bis zum Abend. Wenn's noch sächsisch oder schwäbisch wäre — ich bin überzeugt mit Ihren Landsleuten und mit uns

vertrügen sich die Holländer sehr gut; auch mit den Rheinländern würden sie sich leicht verbrüdern; aber das ächt-preussische Regiment, das straffe, rücksichtslose Commando — das ginge nie und nimmermehr gut.

Nun, das steht ja noch im weiten Felde.

Ist zu hoffen.

Das wäre ja eine förmliche Usurpation, die mit gar nichts zu entschuldigen wäre.

Das meine ich auch. Einen friedlichen Staat und einen Staat, der eine so ruhmreiche Vergangenheit hat, nur so mir nichts dir nichts aus der Reihe der selbständigen Staaten streichen zu wollen — da würden doch gewiss die andern europäischen Grossmächte, vorab Russland, das in Bezug auf Holland ein dankbareres Gedächtniss hat, als andere, auch ein Wort drein reden. Und in jedem Falle wäre es ja noch lange so gewiss nicht, dass Preussen bei einer Annexion Hollands auch das bekäme, was es dabei hauptsächlich im Auge hätte, die schönen holländischen Kolonien. Da wäre es ja gar nicht unmöglich, dass die Engländer oder die Franzosen oder die Nordamerikaner — um der preussischen Gais den Schwanz nicht zu lang wachsen zu lassen — ihnen diese Kolonien vor dem Munde wegnähmen, vorläufig im Namen der Holländer in Verwahrung, schlimmsten Falls in Besitz. Was hätten die Preussen aber an Holland allein? — Nichts anderes, als was die Oesterreicher an Venedig gehabt haben und die Engländer an Irland haben, einen Block am Beine. Auch darf man, gesetzt, dass es je einmal geschehen sollte, dass Preussen seine Hand nach den Niederlanden auszustrecken wagte, darauf gefasst sein,

dass die Niederländer sich nicht ***zonder slag of stoot***, d. h. ohne Schwerdtstreich, werden annectiren lassen. Ob sie freilich jetzt noch im Stande wären zu thun, was sie schon einmal in der Verzweiflung Vorhabens gewesen, nämlich die Seedeiche durchzubrechen, ihr Land den Meereswogen Preiss zu geben und ein neues Vaterland zu suchen, das weiss ich nicht, aber so weit kenne ich die Holländer, so phlegmatisch sie auch sein mögen, wenn es sich um Freiheit und Unabhängigkeit, um König und Vaterland handelt, dann sind sie jeder Aufopferung, jeder Anstrengung, jedes Wagnisses fähig. Einen leichten Stand wird man mit ihnen gewiss nicht haben. „Lieber türkisch, als papistisch!" war einmal ihr Wahlspruch — auf dem Dache des Leidner Rathhauses sieht man noch auf einigen zur Verzierung dienenden thurmförmigen Spitzen kleine aus jener Zeit herrührende Halbmonde als Wahrzeichen — „***liever turksch dan paapsch!***" Dann hiesse es, wo nicht: Lieber versoffen, als preussisch, doch gewiss: „Alles lieber, als preussisch! Dann noch lieber, wenn es nicht anders sein kann — französisch!"

Aber ich glaube nicht, Herr Justizrath, dass man in Berlin jemals daran gedacht hat, auch Holland annectiren zu wollen.

Ich auch nicht.

Und hoffentlich wird man auch niemals daran denken. Indessen ist es schon nicht angenehm, einen so streitfertigen Nachbar neben sich zu haben, der bei jeder Gelegenheit, weil er zehnmal stärker ist, die Faust erheben und dreinzuschlagen wenigstens drohen kann, und wenn er einmal wirklich Händel anfangen will,

leicht in der Nachbarschaft einen Vorwand vom Zaune brechen kann. Man ist darum auch in Holland, wie überall, auf seine Vertheidigung gegen den Störefried bedacht, und darum jetzt, seit dem letzten Krieg und seit der Luxemburger Affaire auf die Preussen — aber, wie gesagt, nicht auf die Deutschen im Allgemeinen — nicht gut zu sprechen. Ist es ja doch schon ärgerlich genug, dass man sich, eigentlich um nichts und wieder nichts, bloss um eines gefährlichen Nachbars willen, in Vertheidigungszustand und in Kriegsbereitschaft setzen, und, ohne auch nur in der Ferne an Krieg gedacht zu haben oder je denken zu wollen, Millionen, die zu weit besseren Zwecken zu verwenden wären, an Kriegsmaterial verschleudern muss.

Ganz natürlich, Herr Justizrath! Das ist ja auch die Stimmung bei uns in Deutschland im Allgemeinen. — Sie wollten so eben von der deutschen Einheit oder Einigung sprechen, Herr Kameralverwalter — die Aspecten sind — wenn ich mich nicht sehr irre — keineswegs darnach. Man braucht nur auf die erfreulichen Anzeichen dieser Einheit und Cordialität zu achten, auf die allseitigen Rüstungen, wodurch ganz Deutschland in ein grosses Uebungslager verwandelt zu sein scheint; überall ein, ich möchte sagen, fieberhafter Drang zur Einholung des früher Versäumten, zur Beschaffung möglichst besten Kriegsmaterials, zur Erfindung möglichst schnell wirkender Vertilgungswerkzeuge, zur Verstärkung der Heere und Verbesserung der Heeres-Einrichtungen u. s. w.

Ganz richtig, Herr Inspector! In den nächstfolgenden Jahren wird Deutschland eine grosse Kaserne und un-

ser Volk, das sich so gerne ein Volk von Denkern nennen hörte, ein Volk von Soldaten sein. Hatten wir früher lustige Turner- und Schützenfeste, so bekommen wir jetzt Exercir- und Manövrir-Uebungen nach preussischem Schnitt, an welchen kein ordentlicher Mensch Freude haben kann. Mich wenigstens ekelt Alles an, was auch nur in der Ferne an den Krieg erinnert. Statt darauf bedacht zu sein, wie man ihn für immer unmöglich machen könnte, scheint er jetzt erst recht in die Mode kommen zu müssen. Da haben Sie z. B. die allgemeine Dienstpflichtigkeit, die jetzt überall nach dem Muster Preussens, eingeführt wird! Früher konnte, wer am Gamaschendienst und Kasernenleben keinen Gefallen hatte, sich freikaufen; jetzt aber soll jeder das Metzgerhandwerk lernen.

Und doch, Herr Justizrath, — das ist ja gerade das beste Mittel zum ewigen Frieden zu gelangen, dass man sich, und zwar das ganze Volk bis zum letzten Mann, in eine Verfassung setzt, die seinem Nachbar Respect einflösst.

Sie wollen sagen, die alte Regel lautet: „*Si vis pacem, para bellum*" [1]). Eine traurige Nothwendigkeit! Denn das Respecteinflössen — was kostet das! Das ist ja fast noch ärger, als der Krieg. Der nimmt doch einmal ein Ende, die Respecteinflösserei aber ist eine ewige Auszehrung. Wie können Sie doch so etwas in Schutz nehmen? Was sagen Sie dazu, Herr Inspector?

Was mich betrifft, Herr Justizrath — ich möchte allerdings —

---

[1]) Wenn du Frieden willst, so rüste dich zum Kriege.

Lassen Sie mich nur gefälligst ausreden. Ich will ja die formidabeln stehenden Heere nicht vertheidigen, die des Landes Mark verzehren. Im Gegentheil. Gerade weil ich diese so viel wie nur immer möglich verringern und dem Soldaten-Handwerk ein Ende machen möchte, stimme ich für die allgemeine Dienstpflichtigkeit. — Ueberdiess möchte ich Sie noch auf eine andere gute Seite derselben aufmerksam machen.

Und die wäre? Haben Sie wieder einen Standpunkt?

Nein, aber ich habe einen Neffen, der ist Hauptmann beim dritten Infanterieregiment, der meint, obschon er sonst nichts weniger, als preussisch gesinnt ist, wir könnten den Preussen nicht genug danken, dass sie die Veranlassung geworden sind, eben die allgemeine Dienstpflichtigkeit überall hervorzurufen. „Jetzt," sagte er, „dient da, wo das Einstehersystem besteht, nur die geringste Volksklasse, daher beim meisten Militär ein Geist der Rohheit herrscht, der abscheulich ist. Das soll sich auch wieder im letzten Kriege gezeigt haben. Wo die Baiern oder die Hessen hinkamen, als gute Freunde, da sollen die Leute noch schlimmer daran gewesen sein, als wenn sie die Preussen, ihre Feinde, in's Quartier bekamen.

Wie so? Wie kam das?

„Das kommt daher," sagte mein Vetter, „bei den Preussen dient Jedermann und so sind ihre Regimenter aus Leuten alles Ranges und Standes zusammengesetzt. Kommen nun ihrer drei oder vier zusammen irgendwo in's Quartier, dann ist leicht ein anständiger Mensch darunter, der unter seinen Kameraden seines besseren Standes und seiner Ueberlegenheit in Kennt-

nissen halber so viel Ansehen und Einfluss hat, auch ohne eine Charge zu bekleiden, dass die Andern sich hüten, in seiner Gegenwart etwas Ungebührliches zu thun, oder ein einziges Wort von ihm ist hinreichend, sie von Rohheiten abzuhalten. Dagegen bei den andern — um nur ein Beispiel aus den vielen, die mir mein Neffe erzählt hat, anzuführen — da kommt einmal im letzten Kriege ein Haufe, ich weiss nicht mehr waren es Baiern oder Würtemberger oder Hessen, in ein hessisches Dorf, und stürmt in ein Wirthshaus hinein, bestellt ein ganzes Fässchen Bier nebst Eiern, Brod u. s. w., sauft drauf los, bis sie so ziemlich betrunken sind, und wie sie nicht mehr essen, noch trinken können, werfen sie einander mit den Eiern, verschütten das Bier muthwillig und stossen am Ende gar den Zapfen aus dem Fass und lassen das Bier auf den Boden laufen.

Die Schlingel!

Zuletzt, als es an's Bezahlen gehen sollte, was thaten sie? — da fangen sie, wie das wohl geschieht, wenn man nicht gesonnen oder nicht im Stande ist, zu bezahlen, zum Scheine Händel an und werfen einander zur Thüre hinaus und ziehen ab. Aber als die zwei letzten sich ebenfalls auf diese Weise abführen wollten, stellt sich der Wirth unter die Stubenthüre und verlangt die Bezahlung der Zeche, und als sie in barschem Tone antworteten, sie hätten nichts bestellt, sondern die Andern, da ruft der Wirth einen vorübergehenden Lieutenant von diesen Marodeurs zu Hülfe.

Also zu Hülfe gegen seine eigenen Verbündeten.

Der Lieutenant kommt auch mit seinem Schleppsä-

bel hereingerasselt und fragt einen der Kerle nach seinem Namen, bekommt aber keine Antwort, und wie er zum zweitenmal fragt, guckt ihn der Kerl nur über die Achsel an, mit dem unverschämtesten Gesicht von der Welt. Erst beim drittenmal, wobei der Lieutenant mit einem Kreuzdonner-etcetera seinen Säbel klirrend auf den Boden stösst, nennt er sich Schwärmle oder so etwas. „Und du?" fragt der Lieutenant den andern, „wie heissst du?" — „I heiss grad wie der," und damit standen sie auf und torkelten zur Thürr hinaus, und liessen den Lieutenant stehen „in seines Nichts durchbohrendem Gefühle" und mit seinem eingekniffenen Glas im Auge, und wahrscheinlich hat der Wirth nie einen Kreuzer bekommen, sind die Schlingel auch nie zur Strafe gezogen worden und der Lieutenant wurde ohne Zweifel hintendrein von ihnen noch brav ausgelacht.

Eine schöne Mannszucht!

So etwas, sagte mein Neffe, ist gewiss bei der preussischen Armee unerhört Es ist darum, was die allgemeine Dienstpflichtigkeit betrifft, eine zwar missliebige, weil unerbetene, und überdiess sehr kostbare Lection, die wir von den Preussen in diesem Punkte bekommen haben, aber eine sehr nützliche, in ihren Folgen unschätzbare.

Ja, in so fern mögen Sie Recht haben, wenn Sie die allgemeine Dienstpflichtigkeit in Schutz nehmen. Dadurch kann allerdings solcher Rohheit und Zügellosigkeit einigermaassen gesteuert werden.

Und, um nun noch einmal auch auf unsere zukünftige Einigung und Einheit zurückzukommen —

Ach was Einheit! Gehen Sie mir doch mit Ihrer Einheit. Es ist Ihnen ja doch nicht Ernst damit.

Nein, mein voller Ernst.

Nun, und mein voller Ernst ist, dass ich dafür halte, dass die Kluft zwischen Norden und Süden noch niemals so weit gewesen ist, als im Augenblicke, und selbst so, dass es mich gar nicht wundern sollte, dass, wenn die Franzosen heute über den Rhein kämen, ganz Süd-Deutschland sie mit offenen Armen empfinge, nur um den Preussen ihren ungebetenen Besuch von letzthin heimzugeben und auch einmal aufzutrumpfen. Was sagen Sie dazu, Herr Inspector?

Ich weiss nicht, Herr Justizrath, ich möchte doch — Sie verzeihen — das wäre doch —

Da müssten wir ja alles Gedächtniss verloren haben. Sich den Franzosen in die Arme werfen, das wäre ja doch die Blindheit des Hasses selbst. Uebermuth ist Uebermuth, aber ich ertrage doch lieber etwas preussischen, als den Hohn des französischen. Der Himmel bewahre uns zum zweitenmal vor solch einem Protectorat!

Und haben wir die Franzosen einmal im Lande, dann sind wir ihrer nicht so bald wieder los. Nein, Herr Justizrath, auch ich möchte —

Ach, kein vernünftiger Mensch kann darnach verlangen. Wir müssen nur die Sache von einem allgemeineren Standpunkte aus betrachten, nicht von dem unseres — wie wir es gewöhnlich lächerlicher Weise nennen — engeren Vaterlandes.

Ach was Standpunkt! Der einzig wahre Standpunkt ist der, dass wir nicht preussisch werden wollen.

Aber warum denn nicht? Wären wir nur erst Alle

preussisch! Ist nur einmal das Ganze da, haben wir nur einmal ein Haupt und ein Parlament, lösen sich nur einmal alle die particularistischen Sonderstaaten-Interessen in einem allgemein-deutschen auf, dann geht's mit dem Preussenthum von selbst zu Ende. Dann wollen wir Süddeutschen uns schon gelten lassen und den preussischen Uebermuth schon herabstimmen. Ohne Preussen kommen wir aber nie zum Zweck. Erst Preussisch, dann Deutsch. Darum haben wir ja auch im Jahre 49 dem Könige von Preussen die Kaiserkrone angeboten. Nicht wahr? Wir schwärmen immer für ein einiges Deutschland, wir seufzen immer über unsere Zerstückelung und Kleinstaaterei, wir haben immer den Bundestag in Grunds Boden hinein verflucht und Oesterreich den Krebsschaden am deutschen Staatskörper genannt — ist's nicht so?

Allerdings; das können wir nicht läugnen.

Je nun — und da kommt jetzt der König von Preussen und thut einen herzhaften Griff nach dem, was sein Vorgänger nicht anzunehmen gewagt hat, vielleicht auch nicht aus den Händen des Volkes, das nicht von Gottes Gnaden ist, hat annehmen wollen, und führt uns auf seine eigene Faust —

Indem er drei andere ebenso gottesgnädige, wie er, verjagt!

Ein paar tüchtige Schritte weiter auf der Bahn der ersehnten Einigung —

Des Preussenhasses, wollen Sie sagen.

Und bringt einige seiner Collegen und vor allen Dingen den, dessen Streben es zu jeder Zeit gewesen, mit Hülfe seiner Vasallen jeden politischen Fortschritt

in Deutschland zu hemmen und seinen Nebenbuhler im Reiche niederzuhalten, zum Schweigen — da schreit Alles Zetermordio über den Usurpator und klammert sich mit beiden Händen an seinem eigenen Herrchen fest. Das mag nun zwar ächt-deutsch sein, beweist aber gewiss wenig politischen Verstand in Anbetracht des grossen Ganzen. Wollen wir das Eine, dann müssen wir auch das Andere wollen. Einer nur kann Kaiser sein im Reich, und da kann natürlich keine Rede sein von einem Reuss-Schleiz-Greizer und wäre er der 555ste, noch von einem Waldecker oder Lichtensteiner; aber auch von keinem Zähringer, Wittelsbacher oder Welfen und auch von keinem Habsburger, sondern nur von Preussen. Das kann doch kein Mensch in Abrede ziehen, dass der mächtige, aufgeklärte, kräftige und rein deutsche preussische Staat die meiste Anwartschaft auf die Ehre hat, an Deutschlands Spitze zu treten, nicht aber das zu zwei Dritteln aus Slawacken, Czechen, Polacken, Magyaren, Croaten und andern gegen das deutsche Element feindselig gesinnten Völkerschaften bestehende Oesterreich.

Allerdings:

> „Das liebe, heil'ge römische Reich,
> Wie hält's nur noch zusammen?

Und das soll uns zur Einheit verhelfen? — Nein, ich wiederhole es — Preussen! Möge es darum nur bald gelingen, dass die Gemüther im Süden und Norden sich versöhnen, dann gehen wir einer schönen Zukunft entgegen — ein Kaiser, aber natürlich kein erblich preussischer — ein Fürstenhaus und ein Parlament, in

welchem alle deutschen Stämme vergegenwärtigt sind. Dann nehmen wir unter den europäischen Staaten jenen providenziellen Rang ein, der uns von der Geschichte unzweifelhaft zugewiesen ist, den Rang eines wahrhaften Kulturstaats, blühend und stark durch die Künste des Friedens und weltbeherrschend durch das Beispiel von Bildung und Aufklärung, auf deren Grundlage alle privaten und öffentlichen Verhältnisse naturgemäss ruhen.

Schön gesprochen, Herr Landsmann!

Und hoffentlich, auch wahr! Jedenfalls ist das meine innigste Ueberzeugung. — Und dann können wir mit der ganzen Welt in Frieden leben; denn wer wird uns dann etwas anhaben wollen?

In Frieden, sagen Sie? — Allerdings wird uns dann niemand etwas anhaben wollen. Aber werden wir nicht allerlei haben wollen? *Exempli gratia:* den Elsass, Luxemburg und Limburg, und *en passant* auch Holland und seine Kolonien und andere Stückchen der Art mehr, so weit die deutsche Zunge klingt? Ach, Herr Landsmann, ehe das tausendjährige Reich und der ewige Frieden anbricht? — Was sagen Sie dazu, Herr Inspector?

Was soll ich dazu sagen, Herr Justizrath? — Der Herr Kameralverwalter meinen es allerdings sehr gut mit uns.

Und sein nunmehriger Standpunkt ist allerdings erhabener, als seine bisherigen, nur will es mich eben bedünken, als hätte derselbe viele Aehnlichkeit mit dieser missrathenen *ommelette soufflée* da, die, an die Luft gebracht, zusammengesunken ist. Das *tertium comparationis* können Sie selbst finden.

Freilich, wenn Alle so dächten, wie Sie! Wenn es lauter solche Pessimisten gäbe, dann —

Gäbe es wenigstens nicht so viele Utopisten. — Aber wissen Sie was? Wir wollen dieses leidige Thema lieber vorläufig aufgeben. Ich halte auch sonst nicht auf's Kannegiessern; Sie gewiss auch nicht, Herr Inspector? — Darum lassen Sie uns lieber noch etwas von Ihrer Londoner Restauration hören. Viel Erbauliches ist davon zwar auch nicht zu erzählen, wie es scheint, aber immer noch Besseres, als von der deutschen Politik. Damit verdirbt man sich den Appetit ganz und gar.

Und zum englischen Tische, meine Herren, ist es gerade so unumgänglich nöthig, einen guten Appetit mitzubriugen.

Und wahrscheinlich einen ebenso guten Magen, als zur Verdauung der Politik meines Herrn Landsmanns.

Nun — dann war es ja recht am Orte, dass wir zuerst über Politik gesprochen.

Wie? Wollen Sie wieder von vorne anfangen?

Ich? Ganz und gar nicht. Nein Sie! Sie ziehen ja die Politik wieder bei den Haaren herbei. Ich will bloss sagen, wenn die Kannegiesserei etwas Aerger mit sich führt, dass sie dann doch den Nutzen hat, die Verdauung zu befördern.

So?

Ja, denn Aerger reizt die Galle, und je thätiger die Galle ist, desto leichter geht die Verdauung von Statten. Darum pflegte ja bekanntlich auch Börne seiner Zeit jedesmal nach Tisch den französischen Moniteur zu lesen.

Aber, zur Sache, Herr Inspector, wenn's gefällig ist Also das Fleisch in jenen Restaurationen taugte nichts

Und das Gemüse auch nicht, und die Kartoffeln auch nicht.

Was bleibt denn da noch übrig?

Käse.

Was, Käse?

Ja, der berühmte Chesterkäse, und der ist in der That vortrefflich.

Ist zum grössten Theil aber gefärbter Holländer Käse, wie man mir in Holland versichert hat. Weil die Engländer nämlich einmal für allemal keinen Käse für gut halten wollen, es sei denn, dass er eine gewisse schmutzige Orangefarbe habe, so thun ihnen natürlich die Holländer, die jährlich viele tausend Centner Käse auf den englischen Markt liefern, gerne den Gefallen und färben ihren Käse mit diesem oder jenem und machen Chesterchees daraus.

Nun diesen Pseudochesterchees, wenn ich so sagen darf, zu dem isst man dann nach Art der Engländer — was denken Sie wohl? — Salat!

Käse und Salat? — Welch eine sonderbare Combination! — Wiewohl — isst man bei uns in Schwaben nicht auch Sauerkraut und Stockfisch zusammen? — Und das geht doch auch gut.

Zudem sollen die Engländer Virtuosen sein in der Salat-Bereitung. Ich habe mir wenigstens einmal von meinem Freund und Gönner, dem Oberappellationsgerichtspräsidenten, Freiherrn von Zwingerle, erzählen lassen, dass es in London Leute gebe, die sich eigens mit Bereitung des Salats beschäftigen und zur Zeit des

Essens aus einem Hause in's andere gehen, um dieses Geschäft zu besorgen.

Wohl möglich, Herr Justizrath; aber mir ist nie das Glück zu Theil geworden, solch einem Virtuosensalat zu begegnen, und nach dem, was man mir immer in den Restaurationen zur Anmachung meines Salats verabreichte, darf ich schliessen, dass es da eben überall auch dieselbe Geschichte sein muss, wie bei uns: Essig und Oel, Salz und Pfeffer, Senf und, wenn's hoch kommt, Soja, und ein Paar Eier, dann den Salat dazu und alles gut unter einander gerührt! — es wird eben doch nichts anderes dabei herauskommen, als Salat. — Und da haben sie nicht einmal unsern Dragon, Pimpernel und Mariolan dazu!

Und wahrscheinlich auch unser lieblich duftendes Schnittlauch nicht? Das kennt man in Holland auch nicht.

Auch in England keine Spur. — So sieht's also in der englischen Vollblutküche aus, nämlich in den Restaurationen gewöhnlichen Schlages. An den meisten Tagen musste ich meinen Hunger mit dem — wie soll ich sagen? — Kässalat oder Salatkäs stillen. Von den leichten französischen Entrées und Entremets, von Ragouts, Vols aux vents u. dergl. keine Spur.

Nein, da ist man doch in Holland in den Restaurationen zehnmal besser dran. In Amsterdam z. B., wenn mir die Zeit zu lang wurde — denn vom Frühstück bis zum Mittagessen, das man da füglich ein Nachtessen nennen könnte, ist es dort eine Ewigkeit, und der Kaffee, den sie da um zwölf oder ein Uhr trinken, taugt nichts für mich, er echauffirt mich zu sehr, da machte ich auch regelmässig einen Abstecher in eine